

# Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

## Ein Mann.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Hermann Heiberg.

In Limforden war inzwischen ein Schreiben aus Kiel eingelaufen, in dem Frau Ericius neben anderen nicht unwichtigen Dingen mitgeteilt hatte, daß Graf Uklar sich endgültig entschlossen habe, künftig in Limforden seinen Wohnsitz zu nehmen, und daß die Hochzeit, sobald dies schicklicher Weise mit den traurigen Vorfällen zu vereinbaren sei, stattfinden werde. Da Uklar schon in wenigen Tagen seinen Austritt aus der Marine bewirkt haben würde, habe sich das Brautpaar entschieden, nach dem Gute zu reisen, um sich seine künftigen Wohnräume anzusehen und eine Uebersicht zu gewinnen, was etwa an Mobiliat und sonstigen Einrichtungsgegenständen anzuschaffen sein werde. Gleich mit dem Frühlingsanfang solle dann die Uebersiedelung stattfinden, und Frau Ericius bitte sämtliche Betheiligte, ihrer Tochter und Uklar möglichst in allem Vorschub zu leisten. Im übrigen erwarte sie Richard baldmöglichst in Kiel behufs weiterer Rücksprache.

„Also die ganze Generalität wird ihre Standquartier hier beziehen! Na, das wird ja fortan ein paradiesisches Leben werden!“ — stieß Alten heraus.

„Ich sehe schon alles vor mir! Der Graf wünscht dies und wünscht das, der Graf ist schlechter Laune, der Graf findet, glaubt, meint, erwartet, befiehlt — kurz, der Graf wird die Tarantel unseres Daseins werden, und wir werden jeden Tag die Zeitungen studieren, ob nicht ein Nachwächterposten in

Bytkehude oder anderwärts in der bunten Welt frei geworden ist. — Und Sie, Tromholt, werden natürlich ganz ruhig bleiben! Aber passen Sie auf, zuletzt werden auch Sie den Spaten ins Moor stoßen, drüben die Dampfventile pfeifen lassen, welche Melodie sie wollen, und rufen: Ich danke, ich danke, ich danke! Sucht euch das Laßtthier eurer Launen anderswo! — Wahrhaftig, wenn mir der alte Besserwisser Ericius nicht gar so zuwider gewesen wäre, jetzt könnte ich beten, daß er wieder aufstehen möge.“

Alten stochte plötzlich und musterte mit einer Mischung von Ernst und Humor die Züge Biancas, die bei den beratenschlagenden Männern saß. Dann fuhr er in seiner lebhaften Weise fort: „Ah, meine gnädige Frau, Sie schelten wieder! Ja, Sie schelten! Ich seh's an Ihren unmutig zuckenden Nasenflügeln, die sich immer im Halbtaut bewegen, wenn ich einen nach Ihrer Ansicht strafwürdigen Einfall habe! Aber ich kann nicht dafür. Kupfer kann ich nicht für Gold erklären. Und fragen Sie nur Seine Hochwohlgeborenen Herrn Direktor Richard Tromholt, ob er sich der kommenden Dinge freut!“

Richard und Bianca lachten, aber ehe sie antworten konnten, ward von der alten Marieken eine Desecke für den ersten gebracht. Dieselbe kam aus Hamburg und lautete in dänischer Sprache: „Kommen Sie, ich beschwöre Sie,



Vom X. deutschen Bundes/Schießen in Berlin: Empfang der Schützen auf dem Bahnhof Friedrichstraße.

sofort Hotel Englischer Hof. Larfen hier. Hält mich gefangen, will mich mit aufs Schiff schleppen.

„Richard sprang auf. „Auch das noch!“ rief er, und den andern die Depeſche übergebend, eilte er hinaus, um mit ſeinem Diener Ole das Nähere wegen ſeiner ſchleunigen Abreiſe zu beſprechen. Am nächſten Morgen fuhr Richard Tromholt trotz gerade dringlicher Geſchäfte ab und empfahl ſeine Schweſter der Fürſorge Altes. —

Zwiſchen dieſen beiden hatte ſich ein ſehr warmes Verhältniß entwikkelt. Ihre Vertraulichkeit wuchs durch das öftere Zuſammenſein, ſie ergänzten ſich gegenseitig, und der Wuñſch, einander ganz anzugehören, lag für beide nahe, und doch wagte ſich keines mit ſeinen Gedanken heraus.

Bianca erwartete das befreiende Wort von Alten, und da dieſer, der ſich in ſeiner Stellung nicht mehr ſicher fühlte und vermögenslos war, ſich über allgemeine Andeutungen, die er zur Vorſicht noch meiſt in ein ſcherzhaftes Gewand kleidete, nicht hinanſtraute, ſo blieb ſie, wenn ſie auch an ſeiner Neigung nicht zweifeln konnte, doch unſicher über deren innere Wahrheit.

Als ſie am folgenden Tage, nachdem Alten ſeine Geſchäfte erledigt hatte, beim Mittaggeſſen beſammen ſaßen, ſagte Bianca: „Faßt hätte ich's vergeſſen! Es war ſchon lange mein Wuñſch, einmal das Innere des Herrenhauſes drüben in Augenschein zu nehmen. Iſt das möglich?“

Alten bejahte bereitwillig. „Wenn's Ihnen genehm iſt, gehen wir nach dem Kaffee hinüber. Ich ſchicke gleich zum Kaſtellan, daß er die Fenſter öffnet, damit Sie nicht von der dumpfen Luft beſchwert werden.“

„Ich danke! Iſt etwas Sehenswerthes darin?“  
„Na, nicht allzuviel! Der Beſitz gehörte urſprünglich der Familie Tolk, die ihn an Herrn Ericius mit allem, was drum und dran war, verkaufte.“

„Ah! Dann gelüſtet's mich doppelt, hineinzugucken,“ erklarte Bianca lebhaft. „Für ſolche alte Familienſitze habe ich eine ungemessene Schwärmerei. Wenn ich Geld hätte, würde ich mir einen ſolchen Beſitz kaufen. — Sagen Sie übrigens, Herr von Alten, giebt's hier gar keine Nachbarn? Mit wem wollen die Uglars denn überhaupt verkehren?“

„Gewiß! Allerdings! Im nächſten Umkreiſe nach Öſten und Norden befinden ſich ſehr ſchöne Güter. Da wohnen die Grafen Eitrupp und Kollund, die Familien von Eyben und von Schelbe und ganz in unſerer Nähe auf ſeinem prächtvollen Schloß der jetzt eben von ſeinen Reiſen zurückgekehrte Graf Esbern-Snarre. Ihn kennenzulernen, würde Sie jedenfalls intereſſieren. Ein nicht gewöhnlicher Menſch und liebenswürdiger Egoiſt! Laſſen Sie ſich von Ihrem Herrn Bruder vom Grafen Esbern-Snarre erzählen! Er kennt ihn ſehr genau. Ich ſah ihn bis jetzt nur zweimal flüchtig.“

Bianca bewegte halb zuſtimmend, halb abwehrend den Kopf. „Die Tage meines Hierbleibens ſind gezählt,“ erwiderte ſie. „Wenn Richard wieder eintrifft, muß ich mich doch endlich zur Heimreiſe rüſten.“

„Wie, Sie denken wirklich daran?“ rief Alten ehrlich erſchrocken. „Nein, nein, das darf nicht geſchehen, ich —“ er ſtockte, blieb eine Weile ſtumm und nachdenklich und ſchloß dann im früheren Ton: „Zunächſt alſo werden Sie das alte Schloß beſichtigen. Es fehlt natürlich, wie man das von einem ſo alten Erbſitz erwarten kann, auch nicht an einem Hausgeiſt. Paſſen Sie auf, daß er Sie nicht feſthält!“

„Das wird ja immer intereſſanter,“ lachte Bianca. Das Vimſorder Herrenhaus war ein nicht nach einem einheitlichen Plan aufgeführter Bau, ſondern ſtellte ſich als eine im Laufe der Jahrhunderte vielfach veränderte und erweiterte und jedes rechten äußeren und inneren Zusammenhanges entbehrende Gruppe von Gebäuden dar. Es war mehr alterthümlich als ſchön, und in erſterer Beziehung feſſelte der ringsum eingefloſſene große Schloßhof, der einen kunſtvoll in Sandſtein ausgeſeſſelten Brunnen und eine ganz eigenartig ausgeſtattete Kapelle beſaß, über deren Eingang ſich das alte Tolkſche Wappen befand.

Als Alten und Bianca im Mittelbau, dem ſogenannten corps de logis, die ſteinerne Doppeltreppe emporſtiegen, ſtaunte die letztere über die ſchönen Verhältniſſe des Treppenhauses, die hohen, mit Stud bedeckten Wände und Deckengewölbe.

„Ah! Das iſt ja könniglich!“ rief ſie.  
„Ja wohl,“ ſpottete Alten, „aber wer hat etwas davon? Die ſchönen Räume ſtehen öde und verlaſſen, und ob Graf Uglar gerade der Mann iſt, ſie mit neuem Leben zu erfüllen, ſcheint

mir doch ſehr zweifelhaft. Die alten Ritter ſind todt, es riecht nach Moder überall. Sehen Sie zum Beiſpiel hier!“ — und er führte ſie durch mehrere, mit alterthümlichem Hauſatth ſpärlich ausgeſtattete Zimmer, in denen vergilbte Familienbilder hingen — „da hängen ſie, die edlen Grafen und ihre hochgeborenen Damen!“

Zulezt traten ſie in einen oval gebauten Saal mit hoher gewölbter und bemalter Decke, von der ein verſtäubter, meſſingner Kronleuchter herniederhing. Das übrige Mobiliar beſtand aus zwei Stühlen mit altem geſtickten Seidenüberzug, die ſich an den beiden entfernteſten Punkten der Ellipſe gegenüberſtanden.

„Hier wohnt der Schloßgeiſt,“ ſcherzte Alten. „Bitte, nehmen Sie geſälligſt auf jenem Stuhl Platz, ich werde mich auf dieſen verſetzen, und nun beugen Sie ſich tief herab, legen Sie Ihr Ohr an die Wand und horchen Sie, was er Ihnen ſagt! Es ſoll, wie die Sage geht, von tiefer Bedeutung ſein, und die Haupteache iſt, daß Sie ihm richtig antworten, wär's ſelbſt mit ſeinen eigenen Worten. Sie brauchen Ihre Antwort nur gegen die Wand zu flüſtern, das Echo trägt ſie weiter, denn es iſt der Echoſaal, in dem wir uns befinden. Das Echo trägt nie! Glauben Sie ihm unbedingt, es iſt die Stimme des Geiſtes!“

Und nun ſtellte ſich Alten wie ein Beſchwörer hin, ſtreckte die Arme zur Decke empor und ſprach mit feierlichem Tone: „Erhabener Geiſt, der Du in dieſen Räumen thronſt, in die Herzen der Menſchen ſiehſt und ihnen durch die Wand Dein Drama verkündeſt, erhöre uns, ſei uns gnädig!“

Bianca, ſehr beſeligt durch dieſe Einleitung, hatte ſchon ihren Platz eingenommen, und Alten eilte zu dem ſeinigen.

„Sind Sie bereit, gnädige Frau?“ fragte er.  
„Ja,“ erwiderte ſie.  
„Und auch in der nothwendigen feierlichen Stimmung?“  
„Gewiß!“

Es entſtand eine Pauſe. Eine eigenthümliche Stimmung kam über Bianca von Gunar. Dieſer hallenartige, abgeſchloſſene, mit einer eigenthümlich dumpf-warmen Luft erfüllte Raum, in den eben die Spätſonne ihre letzten Strahlen warf, gab ihr ein Gefühl des Alleinſeins und erfüllte ſie zugleich mit einer ſeltſam unbeſtimmten Sehnuſucht.

Gedanken an die Trennung von Vimſorden, die ihr bevorſtand, der für ſie ſtets einſame Aufenthalt in Hamburg, die Zukunft, die Erinnerung an die angenehmen Stunden, die ſie mit Alten in dieſen Wochen verlebt hatte, beſchäftigten ihr Inneres und machten ſie weich und liebebedürftig.

„Mit Verlaub, Frau Baronin!“ rief Alten. „Hat er noch nicht geſprochen?“  
„Kein Wort.“  
„Und hören Sie auch deutlich?“  
„Sehr gut!“

„Alſo jezt, am beſten wär's, Sie wiederholten gleich die Worte!“ Bianca lauſchte, es klang erſt wie ein Brauſen durch die Wand, und dann vernahm ſie deutlich die Worte:

„Bianca von Gunar, ich liebe Sie.“  
Ihr Herz pochte, doch zwang ſie ſich zu einem Scherz. „Der Geiſt?“ rief ſie hinüber. „Wie ſeltſam! Lieben denn Geiſter?“

„Nicht der Geiſt,“ klang es zurück. „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

Hierauf blieb alles ſtill. Gegen die Wand müſſen Sie die Antwort flüſtern,“ ermunterte Alten drängend.

Er horchte ſchier athemlos, aber alles blieb ſtill. „Haben Sie noch nichts gehört?“ fragte er wieder, und „Sie wollen nicht hören!“ ſetzte er mit weicher Stimme hinzu.

Eine Fliege ſummte durch den Saal, Alten hörte das leiſe Schwirren ihrer Flügel, bis es verklang, und jezt ging ein Säusen durch die Wand, und endlich ihre Stimme, die das Echo ihm zurug:

„Kann die Wand von Liebe ſprechen?  
Dart und fühllos iſt ihr Stein;  
Aus dem Herzen muß es brechen,  
Soll es wahre Liebe ſein.“

Alten's Blicke hellten ſich auf, und während ein ſeliges Erwarten in ſeine Augen trat, gab er nach kurzem Beſinnen zurück:

„Nein, mein Mund ſprach dieſe Worte,  
Und die Wand ſprach ſie nur nach,  
Und da er des Herzens Forte,  
War es Wahrheit, was er ſprach!“

Eine Weile blieb drüben alles still, dann klang es von neuem an das Ohr des athemlos Horchenden:

„Nicht im flücht'gen Schospieler  
Thut sich wahre Liebe kund,  
Kühnen Flugs stürmt sie zum Ziele,  
Keinen Mittler braucht ihr Mund.“

„Wirklich?“ rief Alten stürmisch, und selige Freude bligte aus seinen Zügen. Am liebsten wäre er gleich aufgesprungen und zu ihr hinübergestürmt, allein er bezwang sich. Halb Kleinmuth, halb der Wunsch, das anmuthige Spiel noch eine Weile fortzusetzen, trieb ihn, die folgenden Worte wieder an die Wand zu richten:

„Lieb', die sich mit Kühnheit brüftet,  
Kam zu Fall oft dicht am Ziel —“

aber da stockte er, die Reime waren ihm ausgegangen. Schlagfertig antwortete die Stimme drüben:

„Wen's nach ihrem Glück gelüftet,  
Fragt nach der Gefahr nicht viel.“

Jetzt vermochte sich Alten nicht länger zu beherrschen. Aufspringend wandte er sich um.

Da stand Bianca von Gunnar am entgegengesetzten Ende des Saales, und auch sie hatte ihr schönes, glückstrahlendes, von tiefer Röthe übergossenes Antlitz ihm zugewandt, ihr Athem ging heiß, ihr Körper zitterte vor verhaltener Erregung; und durch den einsamen Saal fluthete das Abendlicht und wob eine Glorie um ihre Gestalt.

Mit wenigen Schritten war er bei ihr, er wollte sich vor ihr niederlassen, aber sie zog ihn zu sich empor. „Ich liebe Dich,“ klang es fast gleichzeitig von seinen und von ihren Lippen, und mit einem Glücksschrei zog er sie in seine Arme.

6.

Reichlich vierzehn Tage nach dem Vorerzählten lehrte Richard Tromholt nach Limforden zurück. Nur ein Brief war währenddessen zwischen ihm und den Zurückgebliebenen gewechselt worden. Bianca hatte Richard ihre Verlobung angezeigt, und der letztere in der Entgegnung seiner unverhohlenen Freude Ausdruck verliehen.

„Was ich alles Unerfreuliches erlebt habe, werde ich Euch mündlich mittheilen,“ hatte er hinzugefügt, „Ihr werdet bei meinem Bericht glauben, daß ich Euch den Inhalt eines Romans erzähle.“

Diese Mittheilungen hatten die Verlobten in die größte Spannung versetzt und machten es begreiflich, daß sie es kaum erwarten konnten, den mündlichen Bericht Richards zu hören, der jetzt seiner Schwester und Alten gegenüberfaß.

„Wie ich Euch schon andeutete,“ begann er, „hatten sich kurz vor Ericius' Tode starke Geschäftsverluste eingestellt, die auch wohl nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, des Kranken Zustand zu verschlimmern. Frau Ericius wußte davon nichts und erfuhr erst die Thatfachen aus meinem Munde bei Gelegenheit meiner ersten Anwesenheit in Kiel.“

Aber damit ist nur über einen kleinen Theil des Geschehenen berichtet. Es war mir bei meinen Besprechungen mit Aht, einem anscheinend ruhigen und ehrbaren Manne, schon sehr verdächtig, daß er die von mir verlangte Nachzahlung der Barmittel in Geld und Papieren zu verzögern suchte. Einmal hatte er die Schlüssel nicht zur Hand, und am folgenden Tage, als wir den von ihm angefertigten Abschluß nochmals durchgingen und ich hinwärt, ich könnte den Abschluß nur unterzeichnen, wenn ich selbst in die Barbestände Einsicht genommen hätte, suchte er abermals Ausflüchte.

Endlich gab er, sichtlich schwankend, nach und öffnete den Eisenwandschrank. Ich begab mich nun an die Durchsicht, fand auch alles, wie es verzeichnet war, und wollte ihm schon meinen Argwohn abbitten, sein eigenthümliches Wesen auf seinen körperlichen Zustand oder auf eine bedeutungslose Sonderbarkeit schieben, als ich endlich an die überschriebenen Pakete kam, in denen sich die Bestände an Werthpapieren befinden sollten.

Aht holte diese Bündel hervor und warf leicht hin, ich wolle wohl nicht jedes einzelne durchzählen. Der Bestand sei genau auf den Umschlägen verzeichnet.

Einen Augenblick besann ich mich, weil ich ihm kein Mißtrauen zeigen wollte, dann aber, mich meiner Verantwortlichkeit erinnernd, bestand ich auf einer genauen Prüfung.

Während ich eins der Pakete aufschnürte, entfernte sich Aht mit den Worten: „Verzeihen Sie, bitte, einen Augenblick, ich bin gleich zurück!“

Ich nicht zerstreut und mit einem „Bitte, lassen Sie sich durchaus nicht stören!“ begab ich mich an die Untersuchung.“

Tromholt machte eine Pause und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und dann hörten die in athemloser Spannung ihm Zuhörenden die folgenden dumpf hervorgestoßenen Sätze:

„Man hat Aht seitdem nicht wiedergesehen. Man meint, daß er sich das Leben genommen hat. In den Paketen aber fand ich nichts weiter als werthloses Papier, und Frau Ericius besitzt heute außer der Herrschaft Limforden — wohl soviel wie nichts!“

„Mensch, Sie scherzen!“ — „Richard, um Gotteswillen!“ drang es zu gleicher Zeit aus dem Munde Altens und Biancas.

„Ja, ja!“ bestätigte Richard Tromholt. „Die Firma muß liquidirt werden, und nur wenn wir besonderes Glück haben, kann jeder zu dem Seinen kommen! Aber für Limforden fehlt das Betriebskapital, und da die begonnenen Unternehmungen eben erst Erträge abzuwerfen beginnen, so ist Frau Ericius jedenfalls in einer bedenklichen Lage und wird möglicherweise nur unter großen Einschränkungen leben können.“

Tromholt hielt inne, und eine längere Pause trat ein, während der jedes seinen Gedanken nachhing.

Altens und Bianca dachten auch an das von ihnen unter so gehobenen Erwartungen eingegangene und nun vielleicht aussichtslos sich gestaltende Bündniß ihrer Herzen. Altens gegenwärtige Lebensstellung war möglicherweise in Frage gestellt, denn es blieb zweifelhaft, ob Limforden nicht verkauft werden mußte.

Endlich nahm Alten das Wort und sagte mit schwerer Stimme: „Was meinen Sie, was nun werden soll, Tromholt?“

„Ja, lieber Freund,“ entgegnete Tromholt, erhob sich und ließ die beim Nachsinnen unwillkürlich emporgezogenen Schultern herabfallen, als ob sie durch einen Druck von oben herabgepreßt würden, „ich weiß es zur Stunde selbst nicht. Sie können sich ja denken, wie viele Gedanken auf mich einstürmen und wie schwer es ist, das Für und Wider abzuwägen. Wir haben es mit vier verwöhnten und erwerbsunfähigen Personen zu thun, der Witwe, den zwei Kindern und dem Grafen Uklar, der unglücklicherweise schon seinen Abschied genommen hat und den starke Einbildungen bezüglich Limfordens beherrschen. Wenn hier die Werke nicht wären, würde ich vielleicht versuchen, das Kieler Geschäft für die Familie fortzusetzen. Aber ohne Aht, der, bis er zum Spekulant und Dieb ward, ein ausgezeichnete Kaufmann war, traue ich mich doch nicht, allein eine mir so fern liegende Sache zu übernehmen. Ich müßte auch Geld und Kredit anschaffen, und diese brauchen wir für Limforden dringend.“

Geht alles gut, so können die Werke eine neue Silberader für die Ericiussche Familie werden, aber viele, viele Jahre sind nöthig, zumal da eigene Mittel nicht mehr zur Verfügung stehen. Limforden mit allem, was drum und dran hängt, zu verkaufen, ist ein dritter Plan, aber vielleicht fast der schlechteste im jetzigen Augenblicke. Ich weiß es nicht!

Dabei liegen die Dinge so, daß gegenwärtig nicht einmal das Nothwendigste vorhanden ist. Die Familie hat Ansprüche, das Schloß soll hergerichtet werden, da Uklar in vier Monaten heirathen will —

Hier unterbrach Alten Tromholts Rede. „Schloß einrichten? Heirathen? Sind die Leute wahnsinnig?“ rief er, stockte jedoch plötzlich, seines eigenen Liebesglückes gedenkend.

Tromholt aber sagte nichts und ließ sich in einer dunkleren Ecke des Gemaches nieder.

„Mein armer, lieber Bruder!“ stieß Bianca in tiefem Mitleid heraus und trat Richard näher. Ihre Hand legte sich auf seine Schulter und blieb darauf ruhen.

Richard wehrte ihr mit sanfter Bewegung und trat wieder an den Tisch zurück. „Ich habe Euch noch nicht von Hamburg berichtet,“ sagte er, sich aufrassend. „Nicht minder traurig ist, was ich dort erlebte. Ich erzwang mir den Eintritt in das Innere des Hotels, in dem der Schurke, der Larsen, Ingeborg Elbe büchstablich gefangen hielt. Unter dem Vorgeben, er liege im Sterben und wolle sie nur noch einmal sehen, hatte er sie dorthin gelockt, ihr dann aber gleich erklärt, er werde sie mit aufs Schiff nach Batavia nehmen.“

Dem Hotelbesitzer und den Angestellten hatte er vorgespiegelt, sie sei seine Schwester und wahnsinnig. Man möge auf ihre Reden nicht hören und, falls sie Lärm während seiner Abwesenheit mache, darauf nicht achten. Seine biedere, Vertrauen erweckende Miene und Sprache hatten den Besizer getäuscht, und so fand ich denn das arme Geschöpf, das einen der Kellner bestochen hatte, das Telegramm an mich abzufenden, in einem geradezu unbefehrblichen Zustande.

In derselben Stunde nahm ich sie mit und schrieb auf einen Briefbogen, den ich in einen Umschlag steckte: „Ich, Richard Tromholt von Limforden, nahm Fräulein Ingeborg Elbe in meinen Schutz und warne Sie, das Mädchen in irgend einer Weise ferner zu belästigen. Sollten Sie meiner Mahnung keine Folge leisten, so werde ich die Gerichte um Hilfe anrufen und behalte mir vor, dieses auch noch zu thun, wenn Sie von Ihrer Reise zurückkehren.“

„Und ist sie wieder in meiner Wohnung?“ fragte Bianca, die diesem neuen Bericht mit wahrer Angst zugehört hatte. Auch Alten sprach auf Tromholt ein und forschte voll Theilnahme nach den Vorgängen.

„Nein! Ich habe Ingeborg zu Frau Ericius gebracht, dieser alles mitgetheilt und als einen Beweis ihrer Freundschaft gefordert, daß sie das Mädchen wie eine Hausgenossin aufnimmt, bis ich auch über sie einen Entschluß gefaßt haben werde. Natürlich schien Graf Uklar diese Sache sehr überflüssig zu finden und legte kein großes Wohlgefallen über mein Ersuchen an den Tag.“

„Ja, ja! Dieser Graf Uklar!“ stieß Alten heraus. „Ich könnte diesem hochmüthigen, pomadisirten Fuchs den Hals umdrehen, so verhaßt ist er mir. Eins nur begreife ich nicht: wie konnte sich ein Mädchen wie Susanne Ericius in einen solchen Menschen verlieben!“

Bianca winkte ihrem Verlobten zu, nicht weiter zu reden; sie wußte, wie ihr Bruder unter der dadurch wieder geweckten Erinnerung litt.

Aber Richard sagte mit einem traurigen, zustimmenden Blick: „Sie haben recht, Freund! — Ich sah auch schon zweimal Thränen in ihren lieben, schönen Augen, deren Anblick mich unsagbar schmerzte — — —“ (Fortsetzung folgt.)

### Vom X. deutschen Bundesschießen in Berlin.



Stadtvorordner Karl Pietsch, Festpräsident des X. deutschen Bundesschießens.

Tausende fleißiger Hände regten sich in Berlin während der ersten Juliwoche, um die Stadt in ein Festgewand zu kleiden, Fahnen und Banner in allen möglichen Farben und Zusammenstellungen wehten lustig flatternd von Dächern und Giebeln, von Fenstern und Balkonen herab, vielfach waren die Vorderseiten der Häuser mit Guirlanden aus frischem Grün und Lanneneisig geschmückt, und von Wappenschildern und Transparenten grüßte man wohlmeinend und kernig Sprüchlein die fremden Schützen, die zum X. deutschen Bundesschießen in Berlin eingetroffen waren. Zum ersten Male war es, daß des neugeinciten Deutschen Reiches Hauptstadt ein derartiges Fest in seinem Reichsbilde feiern sah, andere Städte, zuletzt noch Frankfurt a. M., waren bisher bevorzugt worden, an anderen Orten hatten in friedlichem Wettkampfe fröhlich die Wägen geknallt und hatte die prunkvolle deutsche Bundesfahne nicht nur die Schützen aus allen Ecken des deutschen Vaterlandes, sondern auch viele fremde Gäste um sich vereint; diesmal nun war der lockende Ruf von Berlin ergangen, und wohl an zehntausend Schützen, die Mehrzahl mit ihren Angehörigen, waren ihm gefolgt und hatten den gastlichen Boden der Kaiserstadt an der Spree betreten.

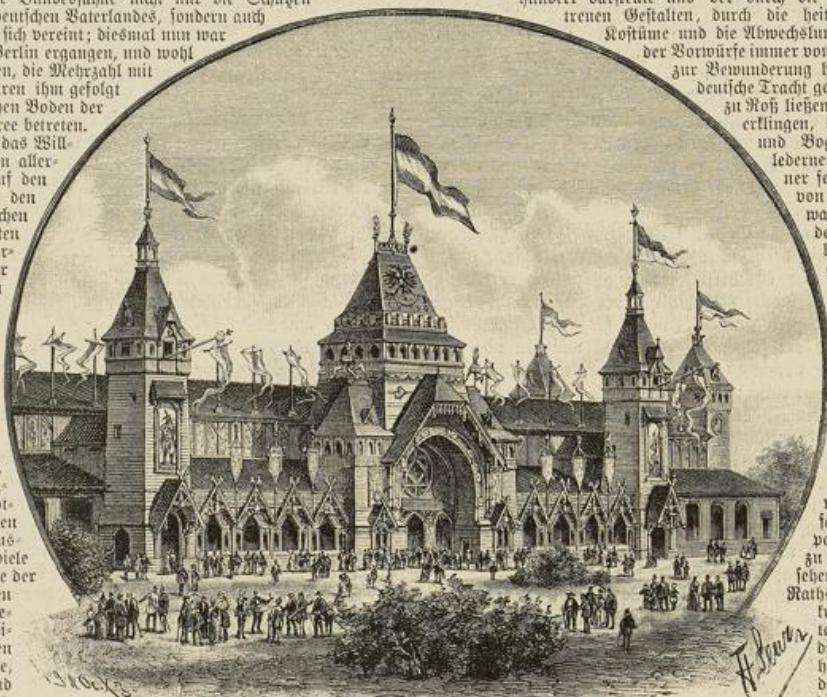
Und herzlich war das Willkommen, welches ihnen allerseits entgegenhielt, auf den Bahnhöfen wie auf den Straßen, an öffentlichen Stätten und bei privaten Vereinigungen; aus ehrlichem Herzen drang der Jubel, der die fernem Gäste, besonders die aus Amerika, bei ihrem feierlichen Einzuge durch Berlins Sieges- und Ruhmes- thor begrüßte, der sich fortplanzte die via triumphalis entlang bis hin zum massigen Bau des Rathhauses, wo des Festes Ehrenpräsident und der Stadtvertreter mit klangreichen Worten die Freude ausdrückte, daß Berlin so viele liebe und werthe Söhne der engeren und weiteren Heimath sowie uns befreundeter Staaten in seinen Mauern beherbergen dürfe. Und diese Freude, sie zeigte sich fortwährend und ergreifend gelegentlich des Festzuges, der am

Sonntag, dem 6. Juli, das Fest eröffnete und der durch ein Spalier von Hunderttausenden dahinzog, auftauchend um Mittag aus den grünen Schatten des Thiergartens zu Füßen der goldstrahlenden Siegesgöttin und fast die ganze Stadt durchmessend bis hin zum ferngelegenen Festplatz bei Panfow.

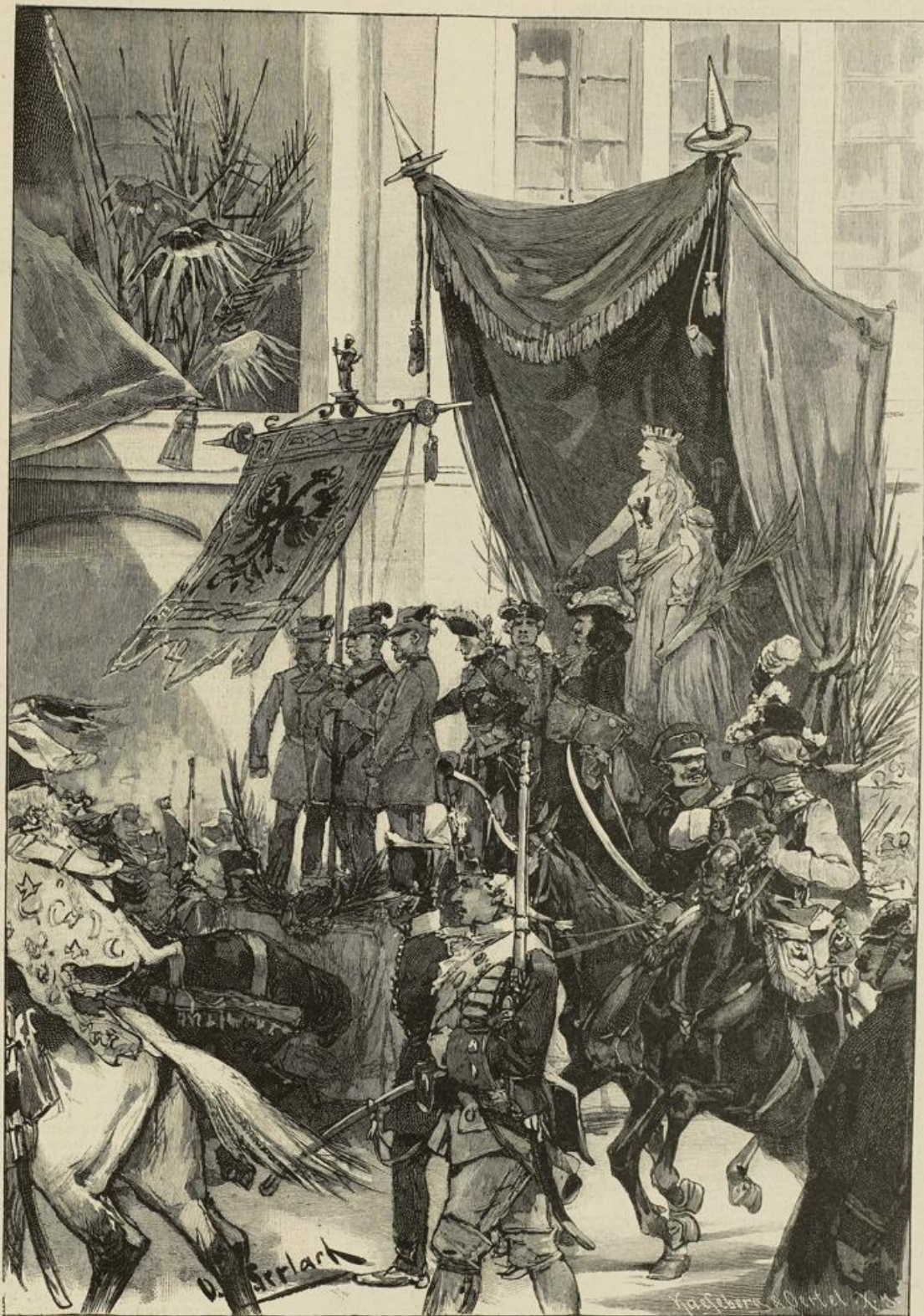
Endlos lang dehnte sich dieser Festzug aus, welcher in drei Abtheilungen zerfiel, in die der nichtdeutschen Schützen, in den historischen Zug und in die Abtheilung der zahlreichen deutschen Schützenvereine. Eröffnet wurde er durch einen Reichsherold, auf dem gelbseidnen Leberwurst der schwarze Reichsadler, das von hellem Stoff umwallte Ross geführt von zwei Bagen mit dem Berliner Wappen auf der Brust, andeutend, daß Berlin die Schützen zu gastlicher Einkehr geladen. Doch zu Pferde folgten mehrere Berliner Schützen, deren einer das alte furcht- und kampferfahrene Schützenbanner der Berliner Gilde trug, und diesem Wahr- und Feldzeichen schlossen sich zu Fuß die Mitglieder der Gilde an, stramm nach den Klängen der Musik marschierend, als wär's auf dem Paradeselde. Jetzt ertönte hell und schmetternd der „Pansee Duple“ und im Winde flatterte die Sternennbanner der großen Republik jenseit des Oceans, in vielen umkränzten Wagen sitzend nahen zuerst die Independentenschützen aus New-York, ihnen folgten die übrigen deutsch-amerikanischen Schützen, darauf die anderen Fernhergekommenen, die Italiener und Belgier, die Schweizer und Norweger, die Ungarn und Schweden, die Holländer und Russen.

Nun erschien die Spitze des vom Architekten Karl Hossacker entworfenen und vom Bildhauer J. Raffack künstlerisch kräftig geförderten Festzuges, der die Entwicklung des Schützenwesens vom 15. bis 19. Jahrhundert darstellte und der durch die Fülle seiner historisch treuen Gestalten, durch die heitere Farbenpracht der Kostüme und die Abwechslung in der Verwendung der Vorwürfe immer von neuem überraschte und zur Bewunderung hinriß. Zwanzig in altdeutsche Tracht gekleidete Trompeter hoch zu Ross ließen schmetternde Fanfaren erklingen, dann zogen Armbrust- und Bogenschützen einher, in ledernem Baumis und mit kleiner federgeschmückter Kappe, von Stadtknedten mit gewaltigen hölzernen Schilden und schweren Lanzen begleitet, im Troß Zeiger und Scheibenträger, Knaben mit Preisfahnen und Narren mit Prütsche und Schellenkappe, schließlich ein von Karobauern umzingelter Planwagen.

Zu das Zeitalter der Landsknechte verlegte uns die nächste Gruppe, unter Trommel- und Pfeifenklang erschienen sie, die Freund wie Feind oft gleich gefährlichen trutzigen Kämpen, und im Gegenlatz zu ihrem verwegenen Aussehen standen die ehrsamten Rathsherren und mit Rosenkränzen geschmückten zarten Knaben, in ihrer Mitte die Hauptpreisfahne und hinter ihnen marschierend die Armbrustschützen, in die sich schon eine Anzahl Büchenschützen mischte.



Die Festhalle.



Vom X. deutschen Bundesfeste in Berlin:  
Festwagen mit der Berolina vor dem Rathhaus.  
Zeichnung von D. Gerlach.

Die schnelle Ausdehnung der Berthold Schwarz'schen Erfindung im siebzehnten Jahrhundert verförperte die dritte Gruppe: um ein vierpänniges Geschütz, auf dessen Lafette ein Tatar mit Bogen, Spieß und Köcher Platz genommen hatte, reichten sich Bedienungsmannschaften mit Artilleriefahne, Trommler und Pfeifer, Bianceure und Schützenweiser, Jagdnechte mit bellenden Rüden und Pölaträger, und das auch stets die Rathsherren an fröhlichen Schützenfesten theilgenommen, zeigte der von Führtnechten umringte Wagen mit den Rathsmännern in dunkler spanischer Tracht. Die Gruppe des militärischen, des achtzehnten Jahrhunderts eröffneten Jagdhornbläser zu Pferde, in strammem Schritt paradirten Grenadiere in blauen Tuchuniformen, auf dem Kopf die hohe Blechnütze, eine vierpännige Paubike deutete auf die Entwicklung der Artillerie, ein Zug Woniere auf die des Ingenieurwesens hin; das aber auch trotz der Friedericianischen Siege die Schützenvereinigungen blühten, bewiesen mehrere Schützenzüge mit Schützendirector und Schützenmeister, auf den gepuderten Häuptern die breitkrempigen Dreimaister. Den Anfang unseres Jahrhunderts, die vielverspottete Wiedermeierzeit, stellte der nächste und zugleich letzte Zug mit einer Fülle komischer Figuren dar, den goldbetriebten Schützenhauptleuten und ihren Adjutanten, den Offizieren und Fähndrichen sowie den dickbäuchigen Schützenbrüdern mit schweren Epauletten und unförmigen Federhüten.

Hatten diese Gruppen die allseitige Aufmerksamkeit erregt, so wurden sie doch noch durch die nun nahenden Festwagen übertrumpft: dieselben stellten eine Verfümbildlichung derjenigen deutschen Städte dar, in denen bisher ein Bundeschießen stattgefunden hatte, und zwar sollte jeder Wagen jene Zeit zum Ausdruck bringen, in welcher die in Betracht kommenden Städte ihren geschichtlichen Höhepunkt erreicht hatten. Den Anfang machte der von den sieben Kurfürsten umringte und von vier Ferkeln gezogene Wagen der Stadt Frankfurt a. M., unter golddurchwirktem Baldachin die Frankfurta thronend, ihr zu Füßen Frankfurts edelster Sohn, Wolfgang Goethe, in strahlender Jugendschönheit, vorn auf dem Wagen ein Herold mit dem alten Stadtbanner, hinten Rath's- und Kaufherren, den ausgebreiteten Handel Frankfurts andeutend. Bremen galt der zweite Wagen; in Gestalt eines Hanfschiffes aus dem dreizehnten Jahrhundert war er errichtet, am Steuer sah die Bremenia, schützend standen am Bordertafel ruhige Reifige mit flirrenden Kettenpanzern, andere Bewaffnete umritten den Wagen, an dessen hochragenden Mastbaum sich drei weibliche Figuren lehnten, Europa, Asien und Afrika darstellend. Von fern schon kündigte den muschelförmig gebauten Wagen der Stadt Wien die vielzackige Spitze des Stephansthurmes an, am Bugspriet ruhte das Donauweibchen, unter einem herrlichen Thronhimmel sah die Windobona im Maria Theresia-Kostüm, ihr zu Füßen stand Prinz Eugen, vor dem gefesselt mehrere gefangene Türken lagen. Hannover galt der nächste Wagen in Form eines gothischen Burghores, mit der Hannovera im Vordergrunde und Heinrich dem Löwen vor dem Burgeingange. In fremdlichem Grün prangte der Wagen Stuttgarts, auf einem Weinfah sitzend schwenkte ein Knabe eine Wingerkrone, unter einer Laube ruhten Mädchen und Buben von der Arbeit aus, den Abschluß bildete die Stuttgardia, ihr zur Seite standen Herzog Eberhard und Götz von Verlichingen; begleitet ward der Wagen von den sieben, den Speer umflammernden Schwaben, die auf den sie verspottenden Hasen Jagd machten. Düsseldorf ward durch ein Rheinschiff verförpert, vorn der Vater Rhein mit gewaltigem Pölat in der Rechten, das Steueruder gelenkt von der als Nixe gekleideten Düsseldorfia, während in der Mitte des Schiffes junge Kunstschüler in der Tracht des vorigen Jahrhunderts wader zechten. Im Vordergrunde des Münchener Wagens stand das Münchener Kindl, den Bierregen ertheilend, hinter ihm sah man Albrecht Dürer und Peter Vischer, unter einer Dopfenlaube sah die Monachia, den Rücksiß des Wagens hatten jodelnde Oberbayerer eingenommen. Der Wagen der Stadt Leipzig rief die Erinnerung an die Freiheitskriege wach; an der Spitze thronte im Empire-Kostüm die Dipsia, um einen Delisker, der, um auf die Bedeutung Leipzigs für die Wissenschaft und den Buchhandel hinzuweisen, mit einem fadelschwingenden Genius, einer Gule und dem Buchhändlergreif geschmückt war, standen als Repräsentanten der Universität vier Defane in Amtstracht; begleitet wurde der reichumkränzte Wagen von Burshenschäftern aus dem Jahre 1815 und Löhner



Der Gabentempel.



Die Ehrengabe des Kaisers.

Jägern. Dem von sechs Schimmel gezogenen Germania-Wagen ritt ein Musikcorps in der fleisamen Tracht der Dragoner von Ansbach-Bayreuth voran; auf künstlichem Felsen stand in stolzer Haltung Germania und reichte dem unten am Felsen weilenden Hermann, dem Cheruskerfürsten, die Kaiserkrone dar. Während vorn das Banner des Schützenbundes wehte, ragte hinten eine Eiche empor, die in ihren Zweigen die Wappen aller Bundesstaaten trug. Den Schluß bildete der Wagen der Stadt Berlin mit der Verolina, vor ihr der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, zu deren Füßen Soldaten ruhten, und Pflaumen, Seidlich und Wäcker Sprengten neben dem von Fagen und Kriegern geleiteten Gefährt einher.

Hinter den einzelnen Wagen Schritten in kürzeren und längeren Zügen mit ihren Musikcorps und Fahnen die zum Fest erschienenen Schützenvereine, immer aufs neue von den Menschenmassen, die wie festgefügte lebende Mauern den Weg einsäumten, jubelnd begrüßt und mit Blumen besorfen, sowie mit Erfischungen bedacht. Vor dem Rathhause, vor welchem Tribünen für die Vertreter der Stadt, für die Ehrenjungfrauen und Ehrengäste aufgeschlagen waren, stante sich der Zug, und die Bundesfahne wurde unter feierlicher Ansprache dem Oberbürgermeister Berlins, Herrn v. Jordanbeck, zur Hütung bis zum nächsten Bundeschießen übergeben; mit herzlichlichen Worten übernahm der Oberbürgermeister die Fahne und hieß alle Schützen freudig willkommen, die donnernd in feinen den Schluß der Ansprache bildendes Hoch auf Kaiser und Reich einstimmten. Hierauf setzte sich der Zug von neuem in Bewegung und langte gegen vier Uhr nachmittags auf dem Festplatze an.

Ein gutes Stück vom Centrum, ja selbst noch von den Vorstädten entfernt, dehnte sich derselbe in einer Größe von 120 Morgen aus, dem Villenorte Pantow dicht benachbart.

Schon von weitem kündete er sich durch tosenden Lärm, durch Musik und den scharfen Knall der Büchsen an, und sobald ihn der Blick erreichte, erfreute man sich an dem hübschen, fröhlichfarbigen Bilde, den lustigen Bauten, den bunten Wimpeln, den hohen, mit Tannenreisig umwundenen Masten, den schmucken Ehrenportalen und den eigenartigen Zelten und Buden, die eine kleine Stadt für sich bildeten und besondere Zugänge besaßen, in welche zumeist der Hauptstrom der Schaustüftigen sich ergoß. Zum eigentlichen Fest- oder sagen wir besser Schützenplatze gelangte man einige hundert Schritt weiter durch eine maffige Hauptvorste, im Stile eines trutzigen mittelalterlichen Burghores mit Thürmen und Zinnen, mit Fallgatter und Gitterfenstern gehalten, und im Einlage hierzu, wenigstens was den Unterbau anbelangt, stand im Mittelpunkt des Platzes der von demselben Erbauer, dem genialen, durch eigenartige Entwürfe rasch bekannt gewordenen Baumeister B. Sebring errichtete Gabentempel, der sich auf ruchtigen,



„Dripelallianz“ auf dem Schützenfestplatz.

als Wächtraum gedachtem, festungsartigen Mauerwerk erhob, von Permen und Atlanten getragen, von langgedehnter Kuppel bedeckt, auf welcher eine schwebende anmuthige Fortuna thronte. Die Wände dieses von vier Mosaikpavillons umgebenen zierlichen Tempels waren von Glas, und hinter ihnen glühten und glüherten, flimmerten und funkelte es von den kostbarsten, aus edelsten Metallen und in schönsten Formen gefertigten Ehrenpreisen, Bowlen und Pumpen, Römern und Bechern, Krügen und Pokalen, Vasen und Schalen; in ihrer Mitte stand der Ehrenpreis des Kaisers, eine herrliche silbergetriebene Kanne mit Diana und Hirschgeweih, auf einem Unterlage von rothem deutsch-afrikanischen Marmor.

Vins von diesem Gudentempel, in welchem zweimal am Tage die Vertheilung der Preise erfolgte, dehnte sich die mächtige Festhalle aus, von der unsere Zeichnung ein anschauliches Bild giebt. Sie ist von Cremer und Wollstein in einer Längsfront von 150 und einer Tiefe von 50 Metern erbaut und bietet für sechs-tausend Personen Raum.

Am äußersten Ende des Platzes lag, an 250 Meter lang, die Schießhalle, welche 120 Stände enthielt, von denen jeder 12 Schützen Raum gewährte. Den Bestimmungen der deutschen Bundes-schießen gemäß wurde nur freischießend aus freier Hand geschossen; unsichrige und strenge Vorschriften regelten den Verkehr in den Schießständen, um Unglücksfälle und „Rocheien“, wie sie früher sich zuweilen ereignet hatten, zu verhüten.

Dicht bei der Schießhalle erhob sich das Schießbureau, in welchem der Finanz-, Fest- und Schießaus-schuß ihr Heim besaßen.

Nach der Vogelwiese zu hatten die auf den Festplatz zugelassenen Brauereien, fünf an der Zahl, ihre Schankstäten aufgeschlagen; auf der Vogelwiese selbst mit ihren Jahrmärtsbelustigungen aller Art entfaltet sich während der Festwoche Tag für Tag das lustigste und ausgelassenste Leben. Bei schäumendem Maßtrug und verlebtem Wein sahen die Vertreter der deutschen Stämme mit den fremden Gästen besaumen, alte Freundschaften wurden erneuert und neue geschlossen, neben dem Oberbayer in der Vodenjade sah man den elegant gekleideten Deutsch-Amerikaner, neben dem Meraner Schützen den Italiener mit seinem Bersaglierhut, neben dem gemüthlich plauschenden Wiener den das Deutsche radebrechenden Holländer. Ein bewegender Zug der Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit ging durch all' diese Scharen, aus deren Munde man immer wieder das Lob Berlins wie seiner Einwohnerschaft vernehmen konnte und wie wohl sich die Schützen in den Mauern der Reichshauptstadt fühlten. So darf man denn hoffen, daß sich das X. deutsche Bundes-schießen würdig seinen Vorgängern angeschlossen hat und daß Berlins Gäste sich gern der Tage erinnern, die sie an der Spree erlebt haben, und auch gern wieder hierher ihre Schritte lenken werden. Sie sollen dasselbe herrliche Willkommen finden!

Paul Lindenberg.

### Zur Jubelfeier der Buchdruckerkunst.

Von Eduard Grosse.

Zum zweiten Male in diesem Jahrhundert begehen wir eine Feier, welche die Theilnahme aller Gebildeten finden wird, denn sie berührt nicht nur die Angehörigen eines Landes oder Standes, sondern sie berührt die gesammte Menschheit. Diese Feier gilt der Buchdruckerkunst, deren Erfindungsjahr man etwas willkürlich auf das Jahr 1440 festgesetzt, die hiernach gerechnet also 450 Jahre im Dienste der Menschheit gestanden und segensreich gewirkt hat. Es dürfte überflüssig sein, die Wohlthaten aufzuzählen, welche wir der Erfindung Gutenbergs verdanken. Jedermann weiß, daß dieselbe sofort im Dienste der Wissenschaft, Kultur und Aufklärung stand, daß sie in diesem Dienste groß ward und mächtig auf die geistige Entwicklung der Menschheit einwirkte. Ihr verdanken wir zum großen Theil unsere geistigen und gesellschaftlichen Freiheiten, den hohen Stand unserer Wissenschaften, die Blüthe unseres Industrie- und Gewerbslebens.

Die früheren Jubelfeste, die schon in den Jahren 1740 und 1840 gefeiert wurden, waren leider noch von wenig erbaulichen Streitigkeiten über den zeitlichen Vorrang der Erfindung umschwirrt, was heute und in Zukunft nicht mehr der Fall sein kann. Andere Nationen machten der deutschen die Ehre streitig, den Erfinder der Buchdruckerkunst zu den Ehren zählen, ihn das Kind ihres Landes nennen zu dürfen. So wurden nach und neben einander der Holländer Koster, der Italiener Castaldi und Kuttenberg der Böhme von ihren Landsleuten als Erfinder hingestellt. Dem vermeintlichen Erfinder Koster errichteten die Holländer sogar zwei öffentliche Denkmäler und begingen zu dessen Ehre im Jahre 1821 eine Gedenkfeier. Gegen diese Entstellung der geschichtlichen Wahrheit erhoben sich aber deutsche Gelehrte, und der Föderkrieg ward mit den schärfsten Waffen geführt. Alle erreichbaren Urkunden wurden hervorgehoben, von leichtfertigen Männern Urkunden gefälscht, von der ehrlichen Partei die Fälschungen mit Aufwand großen Scharfsinns wieder nachgewiesen, und endlich, nach jahrelangem Ringen, ward der guten deutschen Sache ein glänzender Sieg ersochten. Nicht wenig förderte diesen Sieg ein holländischer Geschichtschreiber

selbst, Dr. A. v. d. Vinde, welcher mit offener Unparteilichkeit prüfte und schließlich das mit Fälschungswust umhüllte Märchen vom Erfinder Koster, Castaldi und auch vom böhmischen Kuttenberg dahin verwies, wohin es gehört, in die Welt der Hirngespinnste.

Doch nicht nur die Ausländer, sondern auch die Deutschen trugen möglichst zur Berwahrung der geschichtlichen Thatfachen bei. Gutenberg selbst hat sich bekanntlich auf keinem seiner Druckerzeugnisse als Erfinder der Buchdruckerkunst oder als Drucker eines Buches genannt. Dieses fast unbegreifliche Schweigen kam den Fälschern ungemein zu statten, da es auf diese Weise leicht war, dem rechtmäßigen Erfinder seinen Ruhm zu entreißen und den Ehren-

franz einem andern zuzuerkennen. Den ersten dahingehenden Versuch machte bereits ein Enkel des Gutenbergschen Geschäftstheilhabers Just, welcher im Jahre 1509 behauptete, sein Großvater Johann Just sei der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst. Diese Lüge ging nicht nur in andere Schriften über, sondern sie reizte auch den Straßburger Drucker Johann Schott, seinen Großvater Mentel, welcher einer der ältesten Buchdrucker gewesen ist, gleichfalls als Erfinder hinzustellen. Hieraus entwickelte sich die Sage, Mentels Diener Gensfleisch sei nach Mainz entflohen und habe dort die Mentelsche Erfindung im Verein mit Gutenberg ausgebetet.

Auf Grund dieses Mentel'schen Märchens entstand ein Streit über den Vorrang zwischen den Städten Straßburg und Mainz. Den Pseudoerfinder Mentel mußten die Straßburger allerdings aufgeben, dafür suchten sie sich jedoch zu entschädigen, indem sie Ansprüche auf Gutenberg geltend machten. Dieser scheint seine Jugendjahre thatächlich in Straßburg verlebt zu haben, vielleicht wurde er sogar da geboren, wie einige Forscher nicht abgeneigt sind, anzunehmen. Wahrscheinlich hat er in Straßburg auch schon den Gedanken seiner Erfindung gefaßt, vielleicht schon die ersten Versuche unternommen. Ob jedoch die Erfindung dort zur Reife gediehen, ist zweifelhaft.

Eine Thatsache steht auf jeden Fall unerschütterlich fest, nämlich die, daß Gutenberg und kein anderer der Erfinder der

**Et plurimuliter doceamur doceamini doceantur. Futuro doctoz tu doctoz ille. Et plurimuliter doctoz tu doctoz ille. Optatus modo tempor presentiet ptererito imperfero vhuaz**

Abbildung 1. Holzstafeldruck.

**we war sind verschwunden alle min  
rar ist min leben mit getrdmet o der  
itres war. das ich ie wande das iht wie  
was das iht. darnach hanich gellaf  
fen vn enweis es uht. uv bin ich erw  
chet vn ist mit vubekant. das mit h  
vor was kvndic als min ander hant.**

Abbildung 2. Aus der Heidelberger Liederhandschrift.

Buchdruckerkunst ist. Dies wird von vielen seiner Zeitgenossen, sowohl von Deutschen wie auch Italienern und Franzosen einstimmig bestätigt; ebenso, daß die Buchdruckerkunst in Mainz erfunden wurde. Alle Versuche, die Erfinderehre einem andern zuzuerkennen, haben nur zur schärferen Prüfung des Urkundenmaterials und dadurch zur unanfechtbaren Anerkennung Gutenbergs geführt. Niemand wird in Zukunft mehr wagen, ihm und seinem Volke die Ehre der Erfindung streitig zu machen.

Wenn als Erfindungsjahr 1440 angegeben wird, so geschieht das, wie schon angedeutet, mit einer gewissen Willkür. Die Erfindung Gutenbergs lag nicht in einem Monate, auch nicht in einem Jahre fertig vor, sondern sie erforderte zu ihrem allseitigen Ausbau eine ganze Reihe von Jahren, und man wäre demnach ebenso berechtigt, jedes andere Jahr zwischen 1440 und 1450 als Erfindungsjahr anzugeben. Thatsache ist, daß die Erfindung im Laufe dieser zehn Jahre vollendet wurde. Wie dies geschah, mit welchen Hindernissen, welchen Anstrengungen, welcher peinlichen Geldnoth Gutenberg zu kämpfen hatte, müssen wir aus den Umständen nicht errathen, als daß uns irrtüthliche Aufklärung würde. Es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß der Mann, welcher Papier und Pergament mit Hilfe des Bleibuchstabens mittheilsam machte, welcher das

taufendjährige Mittel des Weltverkehrs schuf, von tiefem Schweigen umhüllt in das Grab sank, über seine Erfindung, seine Viefenleistung selbst keinen aufklärenden Buchstaben hinterließ und der Nachwelt als ein verschleiertes Bild erscheint, umhüllt vom Nebel vierhundertjähriger Zeitferne. Doch daß er den Kampf aller Er-

finder gegen die Mißgunst der Verhältnisse geführt, daß er ein sorgenschweres Leben durchwies, ist ziemlich zweifellos. Er war der Vater eines großen Gedankens, der ihm zum Schmerzensfinde wurde, ihn unablässig verfolgte und zur That trieb, zur That, die ihm wohl Unsterblichkeit sicherte, ihm während seiner Lebenszeit jedoch auch manche sorgenvolle Stunde bereitete.

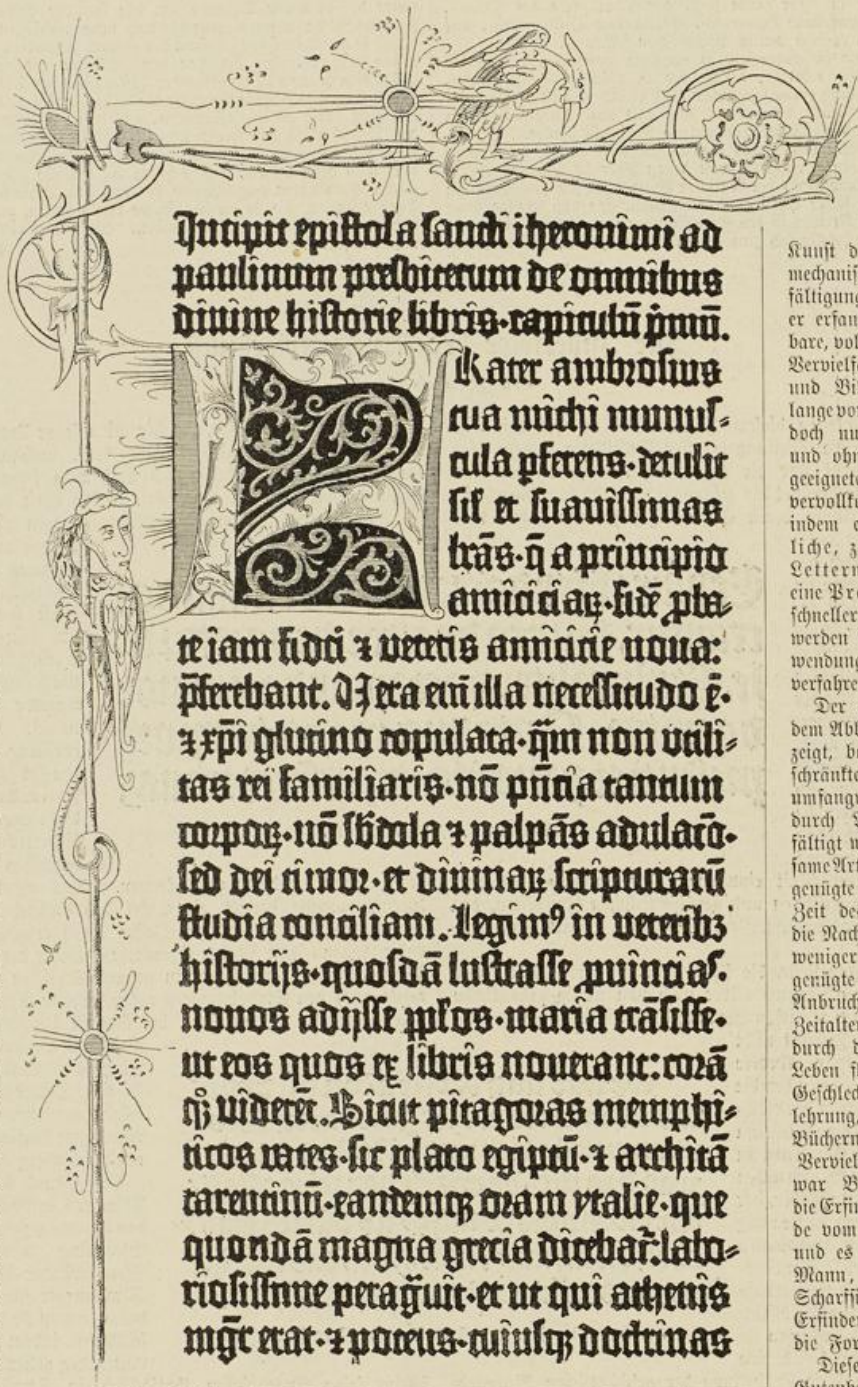
Ueber die eigentliche Erfindung Gutenbergs sind noch vielfach irrige Meinungen verbreitet. Er erfand nicht die

Kunst des Buchdrucks, der mechanischen Schriftvervielfältigung überhaupt, sondern er erfand nur eine brauchbare, vollkommene Art dieser Vervielfältigung. Bücher und Bilder wurden schon lange vor Gutenberg gedruckt, doch nur von Holzplatten und ohne Anwendung einer geeigneten Presse. Gutenberg vervollkommnete die Technik, indem er erstens bewegliche, zusammensetzbare Lettern erfand und zweitens eine Presse, mit deren Hilfe schneller und schöner gedruckt werden konnte als mit Anwendung des alten Reibverfahrens.

Der Holztafeldruck, von dem Abbildung I eine Probe zeigt, bot nur ein sehr beschränktes Hilfsmittel, und umfangreiche Bücher mußten durch Abschreiben vervielfältigt werden. Diese mühsame Art der Vervielfältigung genügte wohl in der frühesten Zeit des Mittelalters, als die Nachfrage nach Büchern weniger stark war, aber sie genügte nicht mehr, als mit Anbruch des humanistischen Zeitalters ein neuer Geist durch das wissenschaftliche Leben fluthete. Das junge Geschlecht verlangte nach Belehrung, nach billigen, guten Büchern. Ein praktisches Vervielfältigungsverfahren war Bedürfnis geworden, die Erfindung desselben wurde vom Zeitgeist gefordert, und es fehlte nur noch der Mann, welcher technischen Scharfsinn mit glücklicher Erfindergabe vereinigte, um die Forderung zu erfüllen.

Dieser Mann erstand in Gutenberg. Der Grundgedanke, den er zur Ausführung brachte, lag ziemlich

nahe. Neben dem Holztafeldruck war nämlich auch der Stempel- druck bekannt; man schnitt auch schon einzelne Zeilen in Holz und druckte diese als Ueberschriften; ferner ist nachgewiesen, daß die Schönschreiber einzelne Anfangsbuchstaben in die Handschriften eindruckten und dann ausmalten, ja, daß sogar gewöhnliche Schrift



**I**ncipit epistola sancti iheronimi ad paulinum presbiterum de omnibus diuine historie libris. capitulum primum.

**C**ater ambrosius tua michi munuscula preterens. detulit tibi et suauissimas literas. quae a principio amicitiae. hinc parte

iam fidei et veteris amicitiae noua. preterebant. Quae enim illa necessitudo est. et christi glutino ropulata. quam non utilitas rei familiaris. non precia tantum corporis. non libidina et palpas adulationis. sed dei timor. et diuinarum scripturarum studia consoliam. Legimus in veteribus historiis. quosdam lustrasse puincias. nonnos adisse populos. maria transisse. ut eos quos et libris nouerant. coram se uiderent. Sicut pitagoras memphiticos uates. sic plato egyptum. et archita tarantinum. tandemque dram ytalie. que quondam magna grecia dicebatur. laboriosissime peraguit. et ut qui athenis magister erat. et potius. cuiusque doctrinas

Abbildung 3. Anfang der 42zeiligen Bibel.



mit Buchstabenstempeln gedruckt wurde. Der Schritt vom Stempelndruck zum beweglichen Typensatz war kein großer, ein flüchtiger Gedankenblitz konnte dahin führen. Es war nur nötig, die Buchstabenstempel, welche vorher einzeln gebraucht wurden, zu einem Wort, zu Zeilen, endlich zu ganzen Seiten zusammenzusetzen und dann auf einmal abzudrucken. Damit war jedoch die Buchdruckerkunst noch nicht vollständig erfunden. Im Gegenteil, die technische Ausarbeitung der Erfindung mußte erst beginnen, und diese Aufgabe, vor welcher der Erfinder jetzt stand, war viel schwieriger, als man gewöhnlich annimmt.

Die ersten Versuche mit roh zugesägten Stempeln und Holztypen hatten nur den Zweck, Gutenbergs Glauben an die Durchführbarkeit seines Gedankens zu stärken. Vollendete Druckerarbeiten konnte er damit unmöglich ausführen. Wahrscheinlich ist er auch schon nach den ersten Versuchen von den Holztypen abgegangen und hat zu dem beständigeren, zweckmäßigeren Metall gegriffen. Gewiß ist, daß schon die ersten Bücher mit Metalltypen gedruckt sind.



Abbildung 4. Das älteste Bild einer Buchdruckerei.

des Druckens im Satz befanden, ebensoviel. Nun wird man einen Mann, welcher genügend technischen Scharfsinn besaß, um die Buchdruckerkunst zu erfinden, gewiß nicht für so einseitig halten, daß er die vielen hundert a alle einzeln geschnitten habe. Man wird annehmen dürfen, daß er einige a als Modell geschnitten und die anderen hiernach in Formen gegossen habe. Ferner würde es wohl auch kaum möglich sein, Holztypen von der peinlichen Gleichmäßigkeit anzufertigen, welche unbedingt nötig ist, wenn der Satz ebenmäßig und in geraden Zeilen auslaufen soll.

Diese peinliche Gleichmäßigkeit der Typen war wohl die Hauptschwierigkeit, welche Gutenberg zu überwinden hatte und nach unendlichen Mühen auch überwand. Nur dann, wenn die Typenregel mit geometrischer Genauigkeit zu einander stehen, ist es möglich, mit ihnen ganze Seiten gleichmäßig zu setzen. Ferner erfand

XXXVIII. Rr. 30.



Johannes Gutenberg.

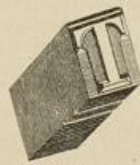
Aus „Walton, Encyclopädie der graphischen Künste“

Das Holz eignet sich überhaupt nicht zum Typendruck; es ist zu sehr der Veränderung durch Feuchtigkeit und Wärme unterworfen und verzieht sich leicht.

Außerdem hätten Holztypen ungeheure Herstellungskosten verursacht. Beim Satz der 36zeiligen Bibel waren z. B. zu einer Seite ungefähr 1800 Typen erforderlich, zu zwei Seiten 3600 bis 4000, darunter einige hundert kleine a. Wollte Gutenberg nur zwei Seiten auf einmal drucken, so brauchte er also schon einige hundert a, zu weiteren zwei Seiten, welche sich während

und gleichmäßiger ausgeführt, sodaß Gutenberg sie fast so benützen konnte, wie er sie geschrieben vorfand. Unser Facsimile eines Tafeldruckes (Abb. 1) zeigt denselben Schriftcharakter wie die Gutenbergschen Bibeldrucke. Mit der Schrift nahm er auch die farbige Hand- und Initialverzierung aus den Schönschriften mit in den Buchdruck herüber, welche anfangs noch durch Handmalerei, später dagegen durch Mehrfarbendruck hergestellt wurde.

Man weiß über die Lebensgeschichte des Erfinders so wenig, daß man nicht einmal sein Geburtsjahr angeben kann. Auch über seine Kindheit und seine Jünglingsjahre ist nichts



Metall-Letter.

**Incipit in veteribus historiis quosdam lustrasse punitias. Novos ad ista ipsos maria transire: ut eos quos ex libris noverrant: coram quoque viderent. Sic**

Abbildung 6. Aus der 36zeiligen Bibel.

Gutenberg die Druckerpresse, welche allerdings anfänglich ziemlich einfach gebaut war, wie Abbildung 4 und 5 erkennen lassen; sodann die Druckerschwärze und alle Hilfswerkzeuge, welche zur Ausübung des Setzens und Druckens dienen. Dabei arbeitete er seine Erfindung zu einer technischen Vollkommenheit aus, die in Erfahren fest.

Die Schrift, nach der Gutenberg seine Bibeltypen schnitt, war die sorgfältige Schönschrift des Mittelalters, welche besonders beim Schreiben von Missalen oder Messbüchern angewendet wurde. Dabei kam Gutenberg die Form der mittelalterlichen Schrift sehr zu statten, welche sich zur typographischen Nachbildung bedeutend besser eignete als unsere jetzige Schreibschrift, wie der Facsimiledruck Abb. 2 eines Gedichtes Walters von der Vogelweide aus der Pariser, jetzt Heidelberger Liederhandschrift erkennen läßt, deren Buchstaben ziemlich senkrecht stehen. In den sorgfamer geschriebenen Missalen sowie auf Tafelgedruckt wurde die Schrift noch schöner



Abbildung 5. Buchdruckerei des 16. Jahrhunderts.

bekannt. Eine willkürliche Annahme verlegt seine Geburt in die Jahre 1396 oder 1398, doch fehlt dafür jeder geschichtliche Beweis. Die erste Nachricht über Johann Gutenberg erhalten wir 1430, in welchem Jahre seine Mutter eine Erbschaft für ihn ordnete, wahrscheinlich auf Grund einer Vollmacht Gutenbergs, der sich außer Landes befand, da er in Parteikämpfe verwickelt gewesen war und Mainz flüchtig verlassen hatte.

Das Mainzer Patriziergeschlecht der Gensfleisch, dem Gutenberg entstammt, gehörte zu den geldpragenden Münzgenossen der Stadt Mainz. Gutenbergs Großvater war Bürgermeister gewesen, sein Vater wird 1410 in den Einnahme- und Ausgabebüchern als Rechnungmeister genannt, scheint sich jedoch mit der Bürgerpartei verbündet zu haben und befand sich mit seinen Verwandten 1420 an der Spitze der Patrizier, welche der Bürgerpartei im offenen Kampfe gegenüberstanden. Die Patrizier

unterlagen und wurden gezwungen, die Stadt zu verlassen, mit ihnen auch die Familie Gutenberg. Im Jahre 1430 erhielt Johann Gutenberg die Erlaubnis zur Rückkehr, scheint davon aber keinen Gebrauch gemacht zu haben, denn 1434 befand er sich in Straßburg, verwickelt in einen Prozeß gegen seine Vaterstadt. Diese hatte die Verpflichtung, an Gutenberg eine jährliche Rente zu zahlen, kam ihrer Verpflichtung jedoch nicht nach, weshalb jener klagbar wurde.

Bereits um diese Zeit muß sich Gutenberg mit technischen Arbeiten beschäftigt haben und ein angesehenes Künstler und Erfinder gewesen sein, dessen Kenntnisse von seinen Mitbürgern geschätzt waren. So viel geht wenigstens aus den Straßburger Prozeßakten hervor, welche 1740 aufgefunden und 1760 veröffentlicht wurden, leider aber 1870 bei der Beschickung Straßburgs zu Grunde gingen. Der Inhalt des am 12. Dezember 1439 entschiedenen Prozesses bezieht sich auf einen Rechtsstreit, welchen die Brüder Klaus und Georg Ditzehn als Erben ihres verstorbenen Bruders Andreas Ditzehn gegen Gutenberg angestrengt hatten.

Angenommen, daß der Johann Gutenberg des Straßburger Prozesses derselbe ist, welcher die Buchdruckerkunst erfand, so läßt sich doch aus den Akten kein sicherer Schluß darauf ziehen, daß die „Kunst und Asentur“ (Künste und Unternehmungen), um welche der Prozeß sich dreht, wirklich mit der Buchdruckerkunst zusammenhängen, da die Beteiligten während der Verhandlungen offenbar bestritten waren, das geschäftliche Geheimnis nicht zu verrathen. Doch kommen in den Zeugenaussagen Worte wie „Blei“, „Drucken“, „Presse“ und „Form“ vor, woraus einzelne Forscher schließen, daß man es mit typographischen Arbeiten zu thun habe, während andere dieser Annahme widersprechen und überhaupt die Echtheit der Gerichtsakten anfechten. Wahrscheinlich wird die ganze Sache nie aufgeklärt werden, besonders da die Akten selbst seit 1870 nicht mehr vorhanden sind, fernere Prüfungen derselben auf ihre Echtheit also nicht stattfinden können.

Von 1439 an verstummen die Nachrichten über Gutenbergs Thätigkeit eine Zeitlang gänzlich. Was über seinen Aufenthalt ferner Auskunft giebt, sind nur noch Aktenstücke, die sich auf Geldangelegenheiten beziehen; so eine Urkunde von 1441, in welcher Gutenberg als Mitbürge für eine verkaufte Rente genannt ist; dann eine Urkunde von 1442, aus welcher hervorgeht, daß Gutenberg gegen ein Darlehn von 80 Pfund Straßburger Pfennigen seine jährliche Rente von 10 Gulden verpfändete.

Im Jahre 1448 tritt Gutenberg wieder in Mainz auf. Am 6. Oktober 1448 erhält er von Reinhard Brömser v. Rüdelsheim und Henne v. Rodenstein wieder ein Darlehn von 150 Gulden, für welches ein Verwandter von ihm Bürgschaft leistet. Dieses öftere Aufnehmen von Darlehen könnte wohl beweisen, daß der von Haus aus begüterte Gutenberg inmitten seiner Erfindertätigkeit stand, die Geldsummen wahrscheinlich für technische Versuche veranschlagte und vielleicht schon sein ererbtes Vermögen zu demselben Zweck geopfert hatte. Dies wird auch von alten Schriftstellern bestätigt. So erzählt z. B. der Graf v. Zimmerin in der Chronik über die Mainzer Erzbischöfe: „Unter der Regierung dieses Erzbischofs (1435 bis 1459) war die edele Buchdruckerkunst zu Mainz in der Stadt erfunden durch einen habehaftigen reichen Bürger daselbst, Hannes Gudenberger genannt, der alle seine Güter und sein Vermögen darauf verwenden that, bis er es zu wegen bracht.“

Ohne Zweifel wird um jene Zeit, d. h. um 1448 bis 1450, Gutenbergs Erfindung in den Haupttheilen bereits ausgebildet vorgelegen und greifbare Ergebnisse geliefert haben, denn nur so ist es erklärlich, daß der Erfinder einen Geldmann zu gewinnen vermochte, welcher ihm ein für jene Zeit sehr bedeutendes Kapital zur Verfügung stellte. Dieser Geldmann war der Mainzer Bürger Johann Just, angeblich ein Goldschmied.

Mit ihm schloß Gutenberg 1450 einen Vertrag, nach welchem sich Just verpflichtete, gegen 6% Zinsen 800 Gulden zur Herstellung der Typen, der Pressen und des Werkzeuges herzugeben, sowie ferner jährlich noch 300 Gulden für Lohn, Miethe u. z. zu zahlen, wogegen er Miteigentümer aller hergestellten Druckfachen war. Als Deckung für sein Kapital erhielt er die Typen und Werkzeuge zum Pfand. Der Vertrag wurde am 22. August 1450 geschlossen; mit diesem Tage beginnt also die praktische Ausübung der Buchdruckerkunst und damit deren eigentliche Geschichte.

Jahre mögen vergangen sein, bevor Gutenberg mit seinen Gehilfen die vielen Weitzypen und all die anderen Hilfsmittel in derjenigen Vollkommenheit hergestellte hatte, welche sie zeigen mußten, um so vollendet schöne Druckwerke damit hervorbringen zu können, wie die Gutenbergbibeln sind, besonders die 42zeilige. Auch können die 800 Goldgulden nicht entfernt zur Beschaffung der Werkzeuge genügt haben, denn wir wissen von Zeitgenossen, daß schon damals Buchdruckerereinerungen sehr kostspielig waren. In der That schloß Just schon nach zwei Jahren zu der ersten Summe weitere 800 Gulden vor, unterließ es dagegen, jährlich die vertragmäßig festgesetzte Summe von 300 Gulden zu zahlen.

Nachdem das Werkzeug fertiggestellt war, begann der Druck des ersten Buches. Man nimmt an, daß dies ein Donat, d. h. eine lateinische Grammatik, gewesen sei, was nicht unwahrscheinlich ist, da der Erfinder gewiß einen geringwertigen Druck als Gegenstand des ersten Versuchs auswählte. Ob er diesen Donat jedoch mit Just zusammen druckte, ob vielleicht schon vor seiner Verbindung mit Just, ist unbestimmt. Dagegen ist gewiß, daß er mit Just den Druck einer Bibel begann, des ersten nachweislichen Druckwerkes. „Und im Jahre unseres Herrn, da man schrieb 1450, welches ein goldenes Jahr war, begann man zu drucken, und das erste Buch, welches man druckte, war die lateinische Bibel, und sie ward mit einer groben Schrift gedruckt wie die, mit welcher man jetzt Messbücher druckt;“ so erzählt die im Jahre 1499 gedruckte Chronik der Stadt Köln, so bestätigen auch andere gleichzeitige Nachrichten.

Man kennt man jedoch zwei Bibeln, deren Druck man Gutenberg zuschreiben könnte. Das thun auch einige Forscher, während andere annehmen, daß nur die eine, die sogenannte 42zeilige Bibel, von Gutenberg gedruckt sei, dagegen die andere, die 36zeilige, von seinem ehemaligen Gehilfen Pfister, welcher sich in Bamberg als selbständiger Drucker niedergelassen hatte. Keine der beiden Bibeln enthält eine Angabe des Druckers oder des Druckjahres, und man kann daher nur von der Schriftentheiligkeit und anderen Umständen auf ihre Urheber schließen. Die 42zeilige Bibel wird fast einstimmig Gutenberg zugeschrieben. Dagegen ist über den Urheber der 36zeiligen (vgl. Abbildung 6) viel gestritten worden, doch neigen die neuesten Forscher bereits der Ansicht zu, daß dieselbe, als die ältere der beiden Bibeln, gleichfalls aus der Werkstatt Gutenbergs hervorgegangen sei.

Die von Gutenberg und dem Geldmann Just gedruckte 42zeilige Bibel (Abbildung 3) gilt als Meisterstück vollendeter Druckkunst und liefert den Beweis, daß die Buchdruckerkunst sofort in musterwürdiger Reife und Abrundung vor die Welt trat.\* Die Bibel sollte auf Pergament gedruckt werden, daneben wurden jedoch auch Papiereemplare mit hergestellt, denn solche finden sich 21 unter den noch vorhandenen 30 Gutenbergbibeln. Nach zeitgenössischen Aussagen druckten Gutenberg und Just täglich 300 Bogen, wahrscheinlich die Höhe einer Auflage. Da nun um jene Zeit von gutem Papier, auf welches die Bibel gedruckt ist, das Ries 6 Pfund 8 Schillinge kostete, so würde zur Bibel bei 300 Exemplaren Auflage allein für 1200 Gulden Papier nötig gewesen sein. Unmöglich konnten die Druckausgaben von dem Just'schen Gelde mit bestritten werden, und man kann daher nur annehmen, daß Gutenberg die Pergament- und Druckkosten zum großen Theile selbst getragen habe. Auf jeden Fall wuchsen die Ausgaben im Laufe der Zeit zu bedenklicher Höhe an, ohne daß irgendwelche geschäftliche Einnahme erzielt wurde.

Just als rednender Geschäftsmann mochte daher wohl mißtrauisch gegen Gutenbergs Erfindung werden und das ganze Unternehmen bedenklich finden. Er hatte sich ohne Zweifel nur daran beteiligt, um Geld zu verdienen, und jetzt hatte er bereits 1600 Gulden in das Geschäft gesteckt, ohne Hoffnung auf baldige Einnahmen zu haben, ohne nur Zinsen für das Kapital zu erhalten. Fünf Jahre lang hatte Gutenberg mit seinen Gehilfen gearbeitet, und noch war kein Exemplar der Bibel fertiggestellt.

Endlich wurde Just ungeduldig, verlangte sein Kapital mit dazu berechneten Zinsen und Zinseszinsen in Höhe von 2020 Gulden

\* Um aus unserer Abbildung 3 ein richtiges Bild von dem wirklichen Aussehen des dargestellten Abschnittes zu gewinnen, muß man sich die farbige Ausmalung hinzudenken. Die Umrandung ist in den Farben Grün, Blau, Roth und Gold ausgeführt, das Anfangs-Z zeigt außerdem noch eine Lilafüllung. Die drei über dem letzteren stehenden Zeilen sind roth.

zurück und strengte im November 1455 gegen Gutenberg gerichtliche Klage an. Dieser wendete gegen Fußts Klage ein, daß die Zinszahlung wohl im schriftlichen Vertrage festgesetzt, ihm später aber durch mündliches Versprechen von Fußt erlassen worden sei, und daß letzterer überdies den Vertrag selbst schon gebrochen, da er ihm die ausbedungenen 300 Gulden jährlich nicht gezahlt habe. Der Prozeß endete schließlich damit, daß Fußt wohl mit seiner Forderung der Zinsen abgewiesen, Gutenberg aber verurtheilt wurde, Rechnung abzulegen und das Kapital zurückzuzahlen.

Was nun weiter geschehen ist, berichtet das „Helmaspergerische Instrument“, welches die Einzelheiten des Prozesses enthält, nicht mehr. Man nimmt an, daß Fußt von seinem Pfandrechte Gebrauch gemacht und die verpändete Buchdruckerei an sich genommen habe. Ob er jedoch auch den theilweise fertigen Bibeldruck mit pfänden konnte, oder ob er sich vielleicht mit Gutenberg hierüber gütlich geeinigt hat, ist mindestens sehr zweifelhaft. So viel steht fest, daß Fußt mit dem Gutenberg'schen Gehilfen Peter Schöffer, den er als technischen Leiter beibehielt, die Buchdruckerei weiterführte, das angefangene Bibelwerk beendete und das Geschäft im Laufe der Zeit mit großem Glück und Geschick vergrößerte und zum bedeutendsten seiner Zeit erhob. Peter Schöffer erwies sich sowohl als tüchtiger Buchdrucker, wie auch als begabter Zeichner und gewandter Schriftschneider. Gutenberg hatte die Typen noch in Weimatrizen gegossen, Schöffer dagegen führte im Jahre 1459 eine Verbesserung ein. Er schnitt oder stach die Buchstaben auf Stahlstempel, schlug diese vertieft in Kupferplatten und goß die Typen in diese Kupfermatrizen ab, wodurch ein scharferes Schriftbild entstand. Fußt erkannte bald, welche technische Kraft er an Schöffer besaß, und um ihn ganz an sein Geschäft zu fesseln, nahm er ihn als Theilhaber auf und gab ihm seine Tochter zur Frau.

Aus der Fußt-Schöffer'schen Druckerei ging im Jahre 1457 das „Halterium“ hervor, ein Druckwerk von seltener Vollendung und Schönheit, in welchem zuerst der Mehrfarbendruck angewendet wurde. Denn in den Bibelgedrucken waren die farbigen Anfangsbuchstaben und Verzierungen noch mit der Hand gemalt. Außerdem ist das Halterium noch insofern merkwürdig, als es das erste Druckwerk ist, welches die Angabe des Druckers und Druckjahres enthält. Der Schluß desselben lautet in deutscher Uebersetzung:

„Vorliegendes Buch, der Psalmen, durch die Schönheit der Hauptbuchstaben geschmückt und mit unterschiedenen Rubriken hinlänglich versehen, ist durch die kunstreiche Erfindung des Druckens und der Buchstabenerzeugung ohne Feder so ausgeführt und zur Ehre Gottes mit Fleiß zustande gebracht worden durch Johann Fußt, Bürger zu Mainz, und Peter Schöffer aus Gernsheim im Jahre des Herrn 1457, am Vorabende des Mariä-Himmelfahrtstages.“

Ueber Gutenberg's weitere Schicksale finden sich in den nächsten Jahren keine urkundlichen Nachrichten vor. Es ist möglich, daß er Mainz verließ und sich wieder nach Straßburg wendete, vielleicht daß er auch durch Versprechungen des Straßburger Bürgers Johann Mentel dahin gezogen wurde, um diesem eine Druckerei einzurichten. Mentel that sich später als unternehmender Buchdrucker hervor und machte Fußt empfindliche Konkurrenz. Er war auch der erste, welcher eine vollständig ausgebildete Antiquaschrift in den Buchdruck einführte. Mit dieser druckte er seine Bibel von 1463, von welcher Abbildung 7 eine Probe zeigt.

Gutenberg scheint sich bald wieder nach Mainz gewendet zu haben, wo er eine neue Buchdruckerei einrichtete und mehrere Jahre betrieb. Das hierzu nöthige Geld soll ihm ein vermögender Mainzer, Dr. Konrad Humery, gegen Sicherstellung durch die Schriften und Pressen vorgeschossen haben. Aus dieser Druckerei ging neben mehreren kleinen Drucken 1460 ein Kleinwerk hervor, das „Katholicon“, ein damals beliebtes, eigenartiges grammatisches Wörterbuch, man könnte sagen ein Konversationslexikon des Mittelalters, verfaßt von Johannes Valbus aus Gemma. Dieses Werk umfaßt zwei Bände groß Folio, 373 Blätter, von denen jedes zweispaltig mit kleiner Schrift gedruckt ist. Am Ende

ist gleichfalls ein Schlußwort angefügt, ähnlich wie bei Schöffer's Halter, jedoch ohne Nennung des Druckers; es lautet auf deutsch:

„Unter dem Beistand des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder berecht werden, und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, ist dieses treffliche Buch Katholicon im Jahre der Menschenwerdung des Herrn 1460 in der guten Stadt Mainz, angehörig dem ruhmreichen deutschen Volke, welches die Gnade Gottes mit so hohem Geisteslichte und freiem Gnadengeschenk den andern Völkern vorzuziehen und berühmt zu machen für würdig gehalten hat, nicht vermittelt des Rohes, Griffels oder der Feder, sondern durch der Formen wundervolles Zusammenpassen, Verhältniß und Ebenmaß der Patronen gedruckt und vollendet worden.“

Einige Jahre nach der Herausgabe des Katholicon kam über Mainz eine böse Zeit der Verwüstung. Zwischen Adolf von Nassau und Erzbischof Diether brach offener Kampf aus, ersterer besiegte letzteren, erklärte am 28. Oktober 1462 die Stadt Mainz und ließ sie durch seine Scharen plündern. In diesem Kriegstrübel wurde die Fußt-Schöffer'sche Druckerei zerstört und konnte erst nach zwei Jahren wieder in Betrieb gesetzt werden. Die arbeitslosen Gehilfen wanderten zum Theil aus und trugen die neue Kunst in alle Länder. Die Gutenberg'sche Druckerei dagegen blieb so ziemlich verschont. Dennoch verließ Gutenberg Mainz und siedelte nach Eltville über, der Residenz des neuen Erzbischofs Adolfs von Nassau. Dieser ernannte Gutenberg 1465 „für die ihm und seinem Stift geleisteten willigen Dienste“ zum Hofdienstmann und schützte ihn durch die karge Besoldung von 20 Maltern Korn, zwei Fudern Wein und jährlich einem neuen Kleid vor den äußersten Nahrungsvorgeln. Welcher Art die Dienste gewesen sind, die Gutenberg dem Erzbischof geleistet hat, wissen wir nicht, doch scheint sich die Belohnung keineswegs auf die Erfindung der Buchdruckerkunst zu beziehen, sondern auf persönliche Dienstleistungen.

Nun war auch die irdische Pilgerzeit des vielgeprüften, rastlosen Erfinders bald abgelaufen. Ein letztes Schriftstück vom 24. Februar 1468 enthält die Erklärung, daß der Erzbischof den Dr. Konrad Humery im Besitz der Druckerei des verstorbenen Johann Gutenberg gelassen habe. Auf Grund dieser Urkunde nimmt man 1468 als das Todesjahr Gutenberg's an, allerdings wieder mit dem Vorbehalt, daß die fragliche Urkunde echt ist. Die Ueberlieferung erzählt ferner, daß Gutenberg in seinen letzten Lebensjahren infolge der Ueberanstrengung seiner Augen erblindet gewesen sei; doch ist auch diese Nachricht nicht erwiesen.

Im ganzen schwebt das Bild des Mannes, dem die Welt eine der größten Erfindungen verdankt, in nebelhafter Ferne. Hätte er seinen Namen auf einem Druckwerke genannt, so wäre aller Streit und aller Zweifel gehoben. Warum er dies nicht that, ist und bleibt eins der großen Räthsel, die den merkwürdigen Mann in seinem ganzen Thun umgeben. Man hat nach Erklärungen für sein räthselhaftes Schweigen gesucht und glaubt annehmen zu können, daß er sich deshalb nicht als Drucker und Verleger nannte, weil er tief verschuldet war und seinen Gläubigern durch Namensnennung keine Handhabe zu Pfändungen bieten wollte. Ist diese Annahme richtig, so hat Gutenberg allerdings eines der herbsten Erfinderkelce gezogen. Nachdem er sein Vermögen dem großen Gedanken geopfert hatte, um ihn zur That zu machen, durfte er sich nicht einmal als Vater dieser That, nicht einmal als Schöpfer eines Druckwerkes und als Erfinder der vielgepriesenen Buchdruckerkunst nennen. Seine Nachahmer konnten sich in den Erfolgen, welche dem Meister gebührten, und er, der verschuldete, von seinen Gläubigern verfolgte Gutenberg, mußte seinen eigenen Namen verleugnen, mußte den Ausdruck desselben auf seine Druckwerke unterlassen, um diese nicht als Pfandgut an die Gläubiger ausliefern zu müssen! Und dabei pries ihn sein Zeitgenosse Wimpfeling als den „glücklichen Johannes, durch dessen Erfindung Deutschland in allen Ländern Preis und Lob erntet!“

Die Erstürmung von Mainz durch Adolf von Nassau hatte, wie oben schon gesagt, die Zerstreuung der dortigen Druckergehilfen zur Folge. Gewaltsam aus der Stadt vertrieben,

**N principio erat verbum: & verbum erat apud deum: & deus erat verbum. Hoc erat in principio apud deum. Omnia p ipsū facta sūt: & sine ipso factū est nihil. Quod factum est in ipso vita erat: & vita erat lux hominū**

Abbildung 7. Aus der Mentel'schen Bibel.

fühlten sich diese zugleich ihres Eides der Verschwiegenheit entbunden, und ohne Rücksicht auf ihre früheren Arbeitgeber unternahmen sie in allen Ländern, wohin sie das Schicksal geworfen hatte, die Gründung von Buchdruckereien. So verbreitete sich die junge Kunst im Fluge durch ganz Europa. Bereits 1465 wurde sie in Italien eingeführt, 1468 in der Schweiz, 1470 in Frankreich, 1474 in den Niederlanden, 1475 in Spanien, 1477 in England, 1483 in Scandinavien, 1490 in Dänemark etc. Am Ende des Jahrhunderts gab es nicht weniger als 910 Buchdruckereien.

Die Druckwerke, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1500 hergestellt wurden, pflegt man „Zufunabeln“ oder „Wiegendrucke“ zu nennen. Die Zahl derselben ist größer, als man vielfach annimmt. Van d. Linde berechnet die noch vorhandenen Bücher und Flugschriften auf mehr als 30 000 selbständige Werke, wozu noch eine große Zahl kommt, die uns nicht erhalten geblieben sind. Rechnet man eine durchschnittliche Auflagehöhe von 500 Exemplaren, so kann man annehmen, daß bis zum Jahre 1500 mindestens insgesamt 15 Millionen Bücher mit Hilfe der neuerfundnen Buchdruckerkunst hergestellt und wohl auch verbreitet waren. Die antiquarisch wertvollsten derselben sind natürlich die von Gutenberg herrührenden, vor allem die 36- und die 42zeilige Bibel. Von ersterer sind

bis jetzt 9, von letzterer etwa 30 mehr oder minder vollständige Exemplare bekannt, die in verschiedenen Bibliotheken aufbewahrt werden. So Exemplare der 36zeiligen Bibel in Wolfenbüttel, Jena, Leipzig, Stuttgart, Wien, Paris, Althorp (Lord Spencer), London, Antwerpen. Exemplare der 42zeiligen Bibel liegen in Alschaffenburg, Klein-Bauken, Berlin, St. Blasien (Schwarzwald), Leipzig, Erfurt, Frankfurt a. M., Fulda, Mannheim, München, Neudorf an der Altmühl, Trier, Wien, London, Althorp, Paris, Petersburg und Rom.

Die Preise, welche heute für Gutenbergbibeln gezahlt werden, schwanken je nach dem Schmuck der Anfangsbuchstaben und der Sauberkeit der Exemplare zwischen 50 000 bis 80 000 Mark. Das Pergamentexemplar der Klemmschen Sammlung — jetzt Buchgewerbemuseum in Leipzig — kostete 66 000 Mark; ein Papierexemplar der 42zeiligen Bibel wurde 1868 in London für 52 960 Mark verkauft, ein Pergamentexemplar des Bräuers Beckins in London 1873 für 78 000 Mark. Hätte Gutenberg vor 450 Jahren das Kapital zur Verfügung gehabt, welches jetzt die Bücherliebhaber für ein einziges seiner Druckwerke bezahlen, so hätte er seine Erfindung sorgenlos zur höchsten Vollkommenheit ausbauen können und wäre nicht gezwungen gewesen, um die Theilnahme englischer Geldleute zu betteln und schließlich von den Mäusen eines Bischofs zu leben.

## Madonna im Rosenhag.

*Radikalk verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.*

(Fortsetzung.)

Roman von Reinhold Ortmann.

In dem getafelten Speisezimmer der Villa des Generals von Brendendorf standen sich am Vormittag des folgenden Tages die beiden Brüder gegenüber. Vor zehn Minuten erst war Lothar gekommen und er hatte eine geraume Weile warten müssen, bis Engelbert sich ihm zu der gewünschten Unterredung unter vier Augen zur Verfügung stellen konnte. Doch obwohl sie nur wenig Worte gewechselt hatten, schien sich bereits eine recht unbehagliche Stimmung über ihr Gespräch gelegt zu haben. Engelbert, der schon in vollständigem Dienstanzuge war, lehnte ziemlich nachlässig an dem großen Speisetisch, die Hände über dem Gefäß seines Säbels zusammengelegt und mit gerunzelter Stirn auf die Fußspitzen seiner Reiterstiefel herabblickend. Lothar stand ruhig und aufrecht vor ihm; er trug die verbundene linke Hand in einer schwarzseidenen Schlinge und unter seinen Augen lagen Schatten wie bei jemand, der einen empfindlichen Fieberanfall noch nicht ganz überstanden hat.

„Du mußt mir schon gestatten, die ganze Angelegenheit etwas sonderbar, um nicht zu sagen: lächerlich, zu finden,“ meinte Engelbert, der ein wenig mit der Erwiderung auf die letzten Worte Lothars gezögert hatte. „Von wem, wenn man fragen darf, hast Du denn den Auftrag erhalten, mich so in aller Form zur Rede zu stellen?“

„Ich nehme mir das Recht dazu als Dein älterer Bruder und als Zeuge der Beleidigung, welche Du einer Dame angethan hast.“

„Nun gut, ich will diese Berechtigung nicht weiter prüfen, denn es liegt mir gar nichts daran, eine dramatische Scene herbeizuführen. Aber Du verwechselst die Thatsachen, mein Lieber! Wenn von einer Beleidigung die Rede sein kann, so war mir ich es, der sie erfuhr. Dein Schützling hat mich auf dem Wohlthätigkeitsbazar in Gegenwart zahlreicher Personen auf eine unter wohlherzogenen Leuten geradezu merkwürdige Weise beschimpft.“

„So war ihre Kritik Deiner Handlungsweise eine unberechtigte? So hatte sie keinen Grund, Deine Verlobung mit der Gräfin Hainried als eine von Dir begangene Ehrlosigkeit zu bezeichnen?“

„Nein, wahrhaftig, dazu hatte sie keinen Grund!“ fuhr der Offizier auf, einen keineswegs freundlichen Blick auf den unbekannteren Träger werfend, „und ich möchte niemand rathe, es sie nachzutun. Bin ich denn dafür verantwortlich zu machen, daß sie sich in romanhafter Ueberspanntheit irgend welche unmöglichen Dinge in den Kopf gesetzt hat? Mußte ich sie etwa nothwendig heirathen, weil ich mir einige kleine verwandtschaftliche Vertraulichkeiten gegen sie herausgenommen hatte?“

„Ich weiß nicht, was Du darunter verstehst, Engelbert, aber ich fürchte, Du ziehst zu Deiner Bequemlichkeit die Grenzen weiter, als es einem Manne von Ehre gestattet ist. Marie hatte sich unter den Schutz dieses Hauses gestellt und sie durfte darum von den Mitgliedern desselben die allerzarteste Rücksichtnahme fordern.“

„Ach, bleibe mir doch gefälligst mit solchen moralischen Gemeinplätzen vom Leibe! Es ist wirklich komisch, wenn ein Stubenhocker, der die Frauen kaum aus der Entfernung kennt, sich anmaßt, Anweisungen über den Verkehr mit dem schönen Geschlecht zu ertheilen. Als wenn unseren jungen Damen an der zarten Rücksichtnahme etwas gelegen wäre! Sei versichert, daß ihnen ein flotter Burche, der sich gelegentlich im Vorbeigehen einen Kuß stiehlt, ohne dabei gleich an Altar und Standesamt zu denken, tausendmal lieber ist als ein langweiliger Geselle, der vor lauter Rücksicht und Verehrung gar nicht bemerkt, daß sie junge Mädchen sind. Ich bin kein Fährnisch mehr, daß ich darüber von Dir Befehlungen annehmen möchte.“

„Das sind Anschauungen, die Du ohne Zweifel in Deinem Verkehr mit Damen vom Theater und vom Circus gewonnen hast und die dort auch ihre Berechtigung haben mögen. Dachtst Du, Marie von Brendendorf mit demselben Maße zu messen?“

„Bah! Im Grunde ist eine wie die andere, und Du hast ja jetzt den Beweis dafür, daß der Unterschied wirklich kein so bedeutender war. Die Diskretion verbietet mir natürlich, Einzelheiten zu erzählen; aber Du darfst mir glauben, daß ich bei meinen kleinen Freundinnen aus der Manège nicht bereitwilligeres Entgegenkommen gefunden habe als hier.“

Lothar that einen Schritt auf ihn zu; in seinem Gesicht zuckte es, und seine Stimme hatte eine tiefere Färbung angenommen, als er sagte:

„Das läßt Du! Und Dein Verhalten verdient in Wahrheit keine andere Bezeichnung, als Marie sie ihm gegeben hat.“

Engelbert fuhr aus seiner nachlässigen Stellung auf; sein Gesicht hatte sich bis über die Stirn hinaus geröthet, und er stieß mit seinem Säbel auf den Boden, daß die Gläser im Schrank erklinkerten.

„Kein Wort mehr!“ rief er mit drohnender Stimme. „Ich ann mir Deine Berrücktheiten lange gefallen lassen, weil Du nun einmal mein Bruder bist. Aber jedes Ding hat seine Grenze, und ich rathe Dir, meine Geduld und meine gute Laune nicht gar zu sehr in Anspruch zu nehmen!“

„Was geht hier vor? — Ein Streit? — Und obendrein



Am Kamin.

Nach einem Gemälde von Paul Höder.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

in solchem Ton? Wollt Ihr die Dienerschaft zu Zeugen Eurer Zwistigkeiten machen?"

Mit diesen Worten hatte der General die Thür des Nebenzimmers geöffnet. Aber obwohl ihm nur Engelberts Heftigkeit den unmittelbaren Anlaß zum Einschreiten gegeben haben konnte, schienen sich doch seine vorwurfsvollen Fragen viel weniger an diesen als an Lothar zu richten. Und Lothar war es denn auch, der ihm Antwort gab:

„Ich fürchte, Vater, daß der Dienerschaft hier im Hause bereits Gelegenheit zu viel unerfreulicheren Beobachtungen gegeben worden ist.“

„Was heißt das? Willst Du nicht die Güte haben, Dich etwas deutlicher auszudrücken? Hast Du uns etwa nur darum das lang erbetene Vergnügen Deines Besuches gemacht, um mit Deinem Bruder Händel zu suchen?"

„Es hat wirklich sehr stark den Anschein, Papa,“ mischte sich jetzt Engelbert ein. „Ich möchte um alles in der Welt wissen, wie Lothar dazu kommt, sich zum Ritter einer Dame aufzuwerfen, die früher blutwenig Vorliebe für ihn an den Tag gelegt hat, und die außerdem in dem Bahnreißer einen viel berufeneren Beschützer hätte als in ihm.“

„Das ist allerdings auch mir einigermaßen räthselhaft; aber ich wünsche nicht, in Erörterungen solcher Art hineingezogen zu werden. Die Person, von welcher da die Rede zu sein scheint, ist für mich nicht mehr vorhanden, und ich bitte mir aus, daß in meiner Gegenwart nicht weiter von ihr gesprochen wird.“

„Danach bleibe mir nur übrig, mich ohne weiteres zu entfernen. Bedäglich um von ihr zu sprechen, kam ich hierher, und die kindliche Ehrfurcht macht es mir unmöglich, Vater, Dir auf Dein letztes Verbot so zu antworten, wie ich es unter anderen Umständen für meine Pflicht halten müßte.“

„Ich erhebe keinen Anspruch auf eine Ehrfurcht, die sich so sonderbar verknäufelt. Was hast Du an meinem Verhalten anzusetzen? — Nun?"

Der General war in größerer Erregung, als er sie sonst zu zeigen pflegte, selbst wenn er heftig gereizt worden war. Lothar aber sagte mit Nachdruck, indem er ihm fest und gerade in die Augen sah:

„Es erscheint mir als eine recht bequeme, aber sehr wenig ritterliche Art, Dich der Verantwortlichkeit für gewisse Dinge zu entziehen! Du mußt mir die Offenheit dieser Erklärung verzeihen; nur auf Deinen ausdrücklichen Wunsch habe ich sie abgegeben.“

„Unerbört!“ rief Engelbert zwischen den Zähnen hervor, indem er von neuem rasselnd mit seinem Säbel aufstampfte. Der General warf ihm einen mahnenden Blick zu und wandte sich dann in dem veränderten Ton einer spöttischen Höflichkeit gegen Lothar:

„Du hast mich nachgerade daran gewöhnt, in Deinen lebenswürdigen Aufrichtigkeiten nichts Ueberraschendes mehr zu finden; aber daß ich von Dir eine Belehrung über Ritterlichkeit empfangen soll, ist mir doch neu. Wie große Hochachtung ich auch vor Deiner juristischen Gelehrsamkeit habe, auf diesem Gebiet halte ich Dich keineswegs für sachverständig.“

„Mit solchen Spöttereien, lieber Vater, ist der Sache, die zu vertreten ich entschlossen bin, so wenig gedient als mit Engelberts übel angebrachter Heftigkeit. Es handelt sich weder um meine juristische Gelehrsamkeit, noch um mein Verständniß für Fragen der sogenannten Standesehre. Es handelt sich einfach um die Erfüllung einer Pflicht, zu deren Anerkennung es wahrlich nicht erst meines Eintretens hätte bedürfen sollen.“

„Das ist rund und bestimmt, aber leider nicht ganz deutlich; denn ich habe, offen gestanden, noch immer keine Ahnung von dem eigentlichen Zweck Deines feierlichen Gebahrens.“

„Desto weniger wird, wie ich hoffe, Engelbert über diesen Zweck im unklaren sein. Er ist durch Worte und Handlungen bemüht gewesen, Marie an seine Liebe glauben zu machen; er hat das Geständniß ihrer Gegenliebe empfangen, und er war somit nicht nur nach den Ehrbegriffen unseres Standes, sondern nach denjenigen aller anständigen Leute verpflichtet, sie zu heirathen. Wenn er trotzdem ein Verlöbniß mit einer anderen Dame eingehen konnte, ohne daß Marie ihm seine Freiheit wiedergegeben hatte, so ist dies Verlöbniß eben als ungültig zu be-

trachten. Es muß rückgängig gemacht werden, und in Mariens Händen wird dann die Entscheidung liegen, ob sie auch jetzt noch einem Manne angehören will, der ihr Vertrauen auf eine so unrühmliche Weise zu täuschen vermochte.“

Engelbert hatte während dieser klaren, in einem fast geschäftsmäßig kühlen Tone gegebenen Darlegung sein Unbehagen hinter allerlei stummen Gebärden eines mittelzeitigen Erstaunens zu verbergen gesucht. Als Lothar geendet hatte, zog er die Schultern in die Höhe und ging, seinem Bruder den Rücken wendend, zum Fenster, als wollte er damit andeuten, daß es unmöglich sei, auf solche Zumuthungen überhaupt zu antworten. Statt seiner erwiderte der General:

„Ich weiß nicht, wie Du dazu kommst, mich für die alberne Liebeli Engelberts, von der ich natürlich keine Ahnung hatte, mitverantwortlich zu machen. Ich billige sein Benehmen in dieser Sache durchaus nicht, und er wird mir bezeugen, daß ich ihm nach jenem abscheulichen Austritte bei dem Bazar mein Mißfallen ganz unzweideutig zu erkennen gegeben habe. Damit aber ist die Sache für mich erledigt, und ich denke, sie könnte es auch für uns alle sein. Hätte Marie nach Engelberts Verlobung ihre vermeintlichen Rechte und Ansprüche in irgend einer angemessenen Form zur Geltung zu bringen versucht, so hätte man ja allenfalls daran denken können, einen Ausgleich herbeizuführen — innerhalb gewisser Grenzen natürlich! — Sie hat es jedoch vorgezogen, sich und uns durch einen öffentlichen Skandal bloßzustellen, und hat mich damit gezwungen, aufs entschiedenste jede weitere Berührung mit ihr oder mit ihrem Bruder abzulehnen. Ich wiederhole, daß eine Ehrvergeßene, die meinen Familiennamen über die Bretter einer Komödienbühne schleift, für mich nicht mehr vorhanden ist, und daß ich, soweit meine Macht reicht, jedem meiner Angehörigen verbieten muß, zu ihr direkt oder durch Mittelspersonen in irgend welche Beziehung zu treten. Wie ich danach über Deine höchst — nun, sagen wir höchst idealen — Forderungen denke, brauche ich Dir wohl nicht weiter auseinanderzusetzen.“

„Und Du, Engelbert? Hast auch Du mir nichts weiter in dieser Sache mitzutheilen?"

„Nein, nicht das Mindeste! Es sei denn, daß ich Dir den guten Rath geben möchte, Dich bei Deinem Schützling um den Platz zu bewerben, auf den ich selber zu meinem Bedauern verzichten muß.“

Er hatte den Kopf halb nach ihm umgedreht und in einem leichten, spöttischen Tone gesprochen, aber als er jetzt dem Blick Lothars begegnete, ließ ihn der unverkennbare Ausdruck tiefer Verachtung, der auf dem Gesicht und in den Augen seines Bruders lag, unwillkürlich verstummen. Auch der General schien mit der herzlosen, verletzenden Art seines jüngsten Sohnes nicht ganz einverstanden zu sein, denn er zog die Brauen zusammen und räusperte sich vernehmlich. Es gab ein kleines, unbehagliches Schweigen zwischen den Dreien; dann sagte Lothar, ohne die höhnische Aufforderung Engelberts einer Erwiderung zu würdigen:

„Ich muß den Zweck meines Besuches damit wohl als erledigt betrachten. Du wirst es verzeihlich finden, Vater, wenn ich nach diesem traurigen Verlauf unserer Unterredung entschlossen bin, meinen Fuß nicht mehr über die Schwelle Deines Hauses zu setzen.“

„Wie? Du kündigst mir die Freundschaft? Um dieser koketten Person, um dieser hergelaufenen Komödiantin willen?"

Es war der plötzlichen Erregung des Generals anzumerken, wie unerwartet ihm die Erklärung Lothars gekommen war und wie empfindlich sie ihn getroffen hatte. Doch in den Mienen des Assessors prägte sich die eiserne Ruhe eines unerfütterlichen Entschlusses aus.

„Marie ist weder das eine noch das andere, Vater,“ entgegnete er, „aber ihre Tugenden und Fehler haben mit meinem Verhalten nichts zu schaffen. Ich fühle mich nur außer stande, vor den Augen der Welt die Formen brüderlichen Verkehrs zu beobachten einem Manne gegenüber, der jeden Anspruch auf die Achtung anständiger Leute verwirkt hat, und —“

„Unverschämter!“ brauste der Dragoneroffizier auf, indem er Miene machte, auf ihn loszustürzen; doch der General rief mit starker Stimme dazwischen:

„Ruhe! Nicht gerührt! — Seid Ihr denn alle beide des

Teufels, daß Ihr es wagt, Euch in meiner Gegenwart in solcher Weise aufzuführen? Wenn Ihr nun einmal nicht Frieden halten könnt, so geht Euch meinethwegen aus dem Wege! Aber ich bitte mir's ernstlich aus, daß jeder neue Skandal vermieden werde. Und ein beispielloser Skandal wäre es, wenn Du wirklich daran dächtest, Lothar, wegen dieser verwünschten Geschichte die Beziehungen zu Deinen Angehörigen in auffälliger Weise abzubrechen. Du weißt, daß wir der Familie Hainried nur mit Mühe eine halbwegs zufriedenstellende Erklärung für den Vorfall auf dem Bazar und für seine Folgen zu geben vermochten. Ein Zerwürfniß zwischen uns, dessen eigentliche Ursache man bald erathen haben würde, wäre ganz danach angethan, alle meine Bemühungen zu vereiteln."

"Trotzdem muß ich Ihn, Vater, was mein Gewissen mir vorschreibt. Ich kann den Trennbruch und die Ungerechtigkeit, deren man sich hier gegen ein arglloses Mädchen schuldig gemacht hat, nicht dadurch stillschweigend gutheißen, daß ich in der alten Weise mit Euch verkehre. Glaubt Ihr Euch berechtigt, Marie künftighin als nicht mehr zur Familie gehörig zu betrachten, so laßt mich immerhin dieses Schicksal theilen. Ich stehe mit meiner ganzen Ueberzeugung auf ihrer Seite, nicht auf der Euren!"

Das ohnedies stets so rosigte Antlitz des Generals hatte sich tief dunkel gefärbt. Eine rasche Entgegnung, vielleicht ein begütigendes oder gar bittendes Wort schien ihm auf den Lippen zu schweben; aber die Gegenwart Engelberts, der durch ein recht deutliches Gebärdenpiel seine Verwunderung über die Langmuth des Vaters zu erkennen gab, mochte ihn daran hindern, es auszusprechen. Er legte sein Gesicht vielmehr plötzlich in jene hochmüthig stolzen Falten, welche die Offiziere der ihm unterstellten Regimenter als unheilverkündend besonders fürchteten, und sagte in einem gänzlich veränderten Ton:

"Danach ist es allerdings überflüssig, daß wir noch weiter miteinander verhandeln. Du bist großjährig und meiner Unterstützung nicht bedürftig. Wenn es Dir also angemessen erscheint, Dich von uns loszusagen, so habe ich weder die Macht, noch auch länger den Wunsch, Dich daran zu hindern. — Guten Morgen!"

Er drehte sich kurz um und ging zur Thür des Nebenzimmers. Als er dieselbe bereits geöffnet hatte, rief er noch einmal scharf und befehlend zurück:

"Engelbert! — Ich wünsche auf der Stelle mit Dir zu sprechen!"

Es klang wie ein militärisches Kommando, und der Dragoneroffizier gehorchte ohne Widerstreben, obwohl der feindselige Blick, welchen er im Gehen auf seinen Bruder warf, etwas wie ein drohendes „Auf später!“ zu enthalten schien.

Lothar war allein, und wie ein Schatten tiefer Traurigkeit legte es sich über sein Antlitz, als er zum letzten Mal die Umgebung betrachtete, an welche sich so viele traute Erinnerungen seiner Jünglingsjahre knüpften. Dieser Abschied vom Elternhause mochte ihm doch ungleich schwerer und schmerzlicher sein, als es noch soeben seiner ganzen Haltung nach den Anschein gehabt hatte. Aber in der zaudernden Langsamkeit, mit welcher er nun dem Ausgange zuschritt, war doch nichts von Neue über das, was er gethan hatte.

Schon hatte er sich draußen von dem Diener den weiten Mantel, dessen er sich wegen des gebrauchsunfähigen Armes bedienen mußte, um die Schultern hängen lassen, als Gilly ihm nacheilte und sich ganz gegen ihre sonstige Art zärtlich an seine Seite schmiegte.

"Ich habe alles gehört, Lothar," flüsterte sie, während der Diener sich sofort zurückzog, „alles, und ich leiste Dir von ganzem Herzen Abbitte für jedes Unrecht, das ich Dir jemals in meinen Gedanken zugefügt habe. Wie muthig bist Du ihnen entgegen getreten, wie mannhaft und edel!"

Er lächelte ein wenig, und es war überraschend, wie sehr dies kleine, rasch verschwindende Lächeln sein Gesicht zu verschönern vermochte.

"Es freut mich, daß ich Deine Zustimmung habe, liebe Gilly, wenn ich auch Deine Bewunderung ablehnen muß. Und es ist mir lieb, daß ich noch Gelegenheit finde, Dir Lebewohl zu sagen."

"Also Du gehst wirklich fort? Und Du willst nie, nie wieder zu uns kommen?"

"Ich darf nicht wiederkommen, Gilly, so lange die Umstände fortbestehen, die mich jetzt nöthigten, so unfreundlichen Abschied zu nehmen."

"Ich kann Dir keinen Vorwurf daraus machen, denn es ist schändlich, wie sich Engelbert gegen die arme Marie benommen hat. O, ich vermag Dir nicht zu sagen, wie ich diese Gräfin Hainried jetzt verabscheue, denn sie ist mit ihren Koletterien an allem schuld, und ich bin überzeugt, daß sie sich gar keine Mühe gegeben hätte, ihn mit ihren Herzenskinten einzufangen, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß Marie ihn liebte. Aber ich zeige ihr auch kein freundliches Gesicht mehr; sie soll schon merken, daß ich alles durchschaut habe."

Die hellen Thränen funkeln in den sonst so lustigen Augen, und es war nicht daran zu zweifeln, daß es ihr wirklich so ums Herz war, wie sie sprach. Lieblosend streichelte Lothar mit der gesunden Rechten über ihre lockige dunkle Haar.

"Ich habe auch noch eine Bitte an Dich," fuhr Gilly jaghaft fort, „eine große Bitte, die Du mir nicht abschlagen darfst, wenn Du mich nur ein klein wenig lieb hast. Ich leide schrecklich unter der Vorstellung, daß Marie mich im Einverständnis mit Engelbert glaubt, und daß sie mich nun ebenso haßt und verachtet wie ihn. Natürlich habe ich ihr gleich, sobald ich ihren Aufenthalt erfuhr, einen langen Brief geschrieben und sie um eine Zusammenkunft gebeten. Aber der Brief ist uneröffnet zurückgekommen mit ein paar Zeilen, die so kühl und so fremd waren, als wenn sie gar nicht von ihr herrührten. Woher soll ich nun den Muth nehmen, zu ihr zu gehen? Und doch muß ich sie sprechen, es koste, was es wolle. Sie darf mich nicht für schlecht und herzlos halten, und sie darf auch nicht zum Theater gehen, wo sie gewiß nur neuen Kummer erfahren würde. Nun sollst Du ein gutes Wort für mich einlegen, Lothar! Du bist jetzt ihr Beschützer, und wenn Du ihr nur recht eindringlich vorstellst, wie unschuldig ich an der ganzen Geschichte bin und wie lieb ich sie noch immer habe, so wird sie sich gewiß nicht mehr weigern, mich zu empfangen."

Um die Lippen des Assessors zuckte es, als er erwiderte:

"Du bist leider in einem gewaltigen Irrthum, meine liebe Gilly! Ich befinde mich Marie gegenüber in derselben Lage wie Du, und keiner wäre weniger geeignet, bei ihr den Fürsprecher zu machen, als ich. Die Thür ihrer Wohnung ist mir für immer verschlossen, und ich habe nicht den mindesten Anspruch darauf, für ihren Beschützer zu gelten."

"Steht es so zwischen Euch?" fragte Gilly verwundert. „Das hätte ich nach Deinem vorigen Auftreten wahrlich nicht erwartet. Nun gut, dann bleibt mir nur noch ein einziger Weg, zu ihr zu gelangen, und ich werde ihn einschlagen, wie sauer es mich auch ankommen mag."

"Und darf ich nicht erfahren —"

"Nein, nein, Lothar! Es ist besser, wenn ich das auf meine eigene Hand und meine eigene Gefahr unternehme. Du brauchst übrigens keine Sorge zu haben; denn die Gefahr dabei ist wohl nicht allzu groß. — Und nun, auf Wiedersehen! Denn das klingt doch wohl besser als das traurige Lebewohl!"

Sie drückte ihm hastig die Hand, weil sie einen sporenkürzenden Schritt in der Nähe gehört hatte, und drängte ihn mit sanfter Gewalt zum Gehen. Dann huschte sie behend auf ihr Zimmer, da sie nicht die geringste Neigung fühlte, nach diesem Gespräch mit Lothar ihrem Bruder Engelbert zu begegnen.

Sie war fertig zum Ausgehen gekleidet, als sie eine halbe Stunde später in das Zimmer der Generalin trat.

"Ich möchte ein wenig frische Luft schöpfen, liebste Mama! Du hättest doch hoffentlich nicht die Absicht, gerade heute mittag Besuche mit mir zu machen?"

Ihre Excellenz befand sich eben inmitten einer überaus wichtigen Berathung mit der rothwangigen Beherrescherin der Küche, und bei Verhandlungen so bedeutamer Art ließ sie sich nicht gerne stören. So gab sie ihrem Töchterchen nur durch einen summen Wink zu erkennen, daß sie nichts gegen den beabsichtigten Spaziergang einzuwenden habe, und Gilly schlüpfte eilig hinaus, froh, dem Zwang einer Nothlage entronnen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

### Blätter und Blüten.

**Das Denkmal Karl Maria von Webers in Cutin.** (Mit Abbildung.)  
 Ist es zu viel, wenn man sagt, Weber sei heute noch der volkstümlichste aller deutschen Komponisten, volkstümlicher fast als Mozart, jedenfalls als Beethoven und Wagner? Wo ist heute eine Opernbühne, die nicht „Freischütz“ und „Preciosa“ unter ihrem stehenden Vorrath von Stücken zählte, wo ist die Festhalle, die nicht von den Klängen der „Jubelouvertüre“ widerhallt, wo ist das ballfähige Töchterchen, dem nicht schon die „Aufforderung zum Tanz“ in den Füßchen gepridelt hätte? Wer hätte nicht kräftig mitgefungen „Das ist Ljovons wilde verwogene Jagd, Hurrah!“ und den fröhlichen Hochzeitsreigen „Wir winden Dir den Jungfernkranz“?

Gewiß, jeder Deutsche, selbst wenn er gar nicht musikalisch wäre, kennt den Klang- und anmuthreichen feinen mit dem Leben des Volkes noch nicht Quant genug ist an den Spender all dieser köstlichen Melodienstücke, der gehe nach Dresden auf den Theaterplatz; dort steht sein Denkmal seit 28 Jahren, von Rietschels Meißnerhand entworfen (vergl. „Gartenlaube“ 1862, S. 93), und der gehe nach dem kleinen Städtchen Cutin in dem obdenburgischen Fürstenthum Lübeck, wo seit dem 1. Juli d. J. in einem Eichenhain ein zweites Denkmal des Helden der Döne steht, ihm gewidmet von seinen trennungshänglichen Landsleuten. Denn hier in Cutin ist Karl Maria von Weber am 18. Dezember 1786 geboren.

Unser Bild zeige dem Leser dieses neu enthüllte Kunstwerk. Auf einem fünf Meter hohen Granitblock steht die Büste des Meisters in Bronze und am Sockel ruht vorne die Mule in Gestalt eines schlanken Mädchens, das eine Lyra in den Armen hält und den Blick gen Himmel richtet. Lustig in die Welt blickende musizierende Kindergestalten befinden sich auf der Rückseite des Sockels. Auf beiden Seiten des Denkmals aber weisen die Masken der Tragödie und der Komödie auf den ersten und heiteren Charakter von Webers dramatischen Schöpfungen hin.

Ein jugendlicher Künstler ist der Verfertiger des Denkmals, Paul Peterich, im weiteren Sinn ein Landsmann des Komponisten, geboren in Schwartau bei Lübeck, ein Schüler Schapers und erst 26 Jahr alt. Eine hohe Begabung muß diesem jungen Meister innewohnen, denn noch vor 5 Jahren war seine Arbeitsstätte nicht das Atelier des Bildhauers, sondern die Drechslerwerkstatt. Es war eine rührende Scene bei der Enthüllung, als die feierlich zum Feste geladenen Eltern des Bildhauers ihrem Sohn, der so Schönes hatte schaffen dürfen, um den Hals fielen — dem Künstler ein Lohn, mehr werth noch als die Bewunderung der Menge!

**Die Kriegergräber bei Reg.** Die deutschen Vereine von Reg und Umgegend, 30 an der Zahl mit rund 4000 Mitgliedern, haben eine Vereinigung gebildet, welche es sich zur Aufgabe macht, jährlich am 15. August alle im Bereiche des Reges Kreises gelegenen Kriegergräber und Denkmäler mit frischem Schmuck zu versehen und daran anschließend auf dem Schlachtfelde eine Gedenkfeyer mit Rede und Gesang zu begeben. Außerdem sollen Gelder gesammelt werden, um die dauernde Erhaltung der Gräber und Denkmäler auch dann zu sichern, wenn der Staat ausreichende Mittel hierfür einst nicht mehr bewilligen sollte. Mitglied der Vereinigung kann jedermann durch Zahlung eines Jahresbeitrags von mindestens 1 Mark werden. Auswärtige erwerben sich hierdurch das Recht, zu beantragen, daß ein von ihnen bestimmtes Grab jährlich einmal von Seiten der Vereinigung nachgesehen und über dessen Zustand Auskunft ertheilt werde. Die Vereinigung will übrigens auch ohne Gegenleistung allen Anträgen von Angehörigen und Freunden hier ruhender Krieger nachkommen, insbesondere am jährlichen Gedächtnistage aus der Heimath eingegangene Kränze auf den Gräbern der Vertrauerten niederlegen.

Die der Vereinigung mitgetheilten Adressen Angehöriger zc. werden in das Graberverzeichniß eingetragen, auch zur Kenntniß der mit der Unterhaltung der Kriegergräber derzeit beauftragten Behörde gebracht werden, insofern hieraus ein Vortheil für die Bethetheilten vorzusehen ist. Des

weiteren sammelt die Vereinigung Erinnerungen noch lebender Mitstreiter und Augenzeugen aus den Kämpfen um Reg, welche zur Bereicherung der Kriegsgeschichte dienen können, sowie die hierüber erschienenen Werke und Abhandlungen, endlich Fundstücke vom Schlachtfelde; die Bücher werden der Bibliothek, die Fundstücke dem Museum in Reg einverleibt. Schriftsachen sind an den Vorstand der „Vereinigung zur Schmückung und fortdauernden Erhaltung der Kriegergräber und Denkmäler bei Reg“ und Gelder an deren Kassirer, Rentant Jonas in Reg, zu richten.

**Alles und Neues für die Reisezeit.** Die lang hingestreckten Ländergebiete zwischen dem Kanal und dem Schwarzen Meer, zwischen den Alpen und dem Apenninengebirge, oder Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, die Schweiz, Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Dänemark und Scandinavien zusammengekommen — das ist das gewaltige Reisegebiet des „Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen“ und der mit ihm verbundenen Bahnen, welches uns in dem vom Verein herausgegebenen Verzeichniß zusammenstellbaren Fahrtscheinhefte und der beigegebenen Uebersichtskarte vor Augen geführt wird. Der Reiseführer findet die Hauptbahnen dieser Länder in etwa 2200 Hauptabschnitte und 800 Nebenabschnitte zerlegt, die er Kilometer an Kilometer reichend, nach Gefallen zu einer kleineren oder größeren Fahrt in die blaue Ferne zusammenstellen kann.

Von der bisherigen Begrenzung der Fahrten auf Nordreisen im engeren Sinn ist, nachdem dies bereits früher für das Deutsche Reich geschehen war, allgemein Abstand genommen; aber wie seither muß die ganze Reisebreite mindestens 600 Kilometer betragen. Die Zusammenstellung der Abschnitte zu einem Heft kann jetzt nach Wunsch des Reisenden auf dreierlei Weise erfolgen: entweder als Hin- und Rückfahrt für die gleiche Strecke, die also mindestens 300 Kilometer lang sein muß, oder wie früher als Rundfahrt, oder auch theils als Hin- und Rückfahrt, theils als Rundfahrt, mit der einzigen Einschränkung, daß ein und dieselbe Strecke nie mehr als zweimal befahren werden darf. — Wie früher, kann der Reisende beliebige Abschnitte erster und zweiter Klasse oder auch zweiter und dritter Klasse in einem Heft vereinigen lassen; nie aber Fahrtscheine erster und dritter, oder erster, zweiter und dritter Klasse.

Viele, theilweise neue Reiseverbindungen sind mit besonderer Rücksicht auf den Touristen- und Badeverkehr aufgenommen. An besonders schönen Punkten, wo wo sich sonst Gelegenheit oder auch die Nothwendigkeit ergibt, sind Dampfschiffsgelegenheiten, und wo es nicht anders geht, Omnibus- und Straßenbahnfahrten mit aufgenommen. — Eine dankenswerthe Neuerung haben die preussischen Staatsbahnen eingeführt: die sogenannten Absteigerischeine, mittels deren man unterwegs oder vom Endpunkt der Reise aus Absteiger nach solchen Orten machen kann, die nicht in das Reg der zusammenstellbaren Hefte aufgenommen oder lediglich Zwischenstationen eines Abschnittes sind. Will z. B. jemand Celle besuchen, so wird er sich von Lehrte aus einen „Ergänzungschein“ nach Celle und zurück geben lassen; er braucht dann nicht wie bisher eine besondere Fahrkarte zu lösen. Der Ergänzungschein ist natürlich gleich bei der Bestellung des Reiseheftes mit anzunehmen.

Wer mit seiner Zeit und mit seinem Gelde haushalten muß, wird gut thun, sich bei Reisen von 300 km einmal gemessener Entfernungen vorher über den Preis und die Gültigkeitsdauer einer Rückfahrkarte zu erkundigen. Derartige Karten werden meist nach allen größeren Plätzen ausgegeben und haben den zweifachen Vortheil, daß man, allerdings bei beschränkter Gültigkeit und nur einmaliger Fahrtunterbrechung hin und zurück, 25 Kilo Gepäc frei hat und in der Regel doch noch weniger für die Fahrkarte selbst bezahlen muß. Eine Reise dritter Klasse von Rünster i. W. nach Eisenach über Kassel und zurück, direkte Entfernungen 322 km, kostet mit Fahrtscheinheft, gültig 45 Tage, aber ohne Freigegepad, 22 Mark 20 Pfennig; eine Rückfahrkarte, 5 Tage gültig, mit Gepäc freitheit, nur 19 Mark 40 Pfennig. Wer sich also mit 5 Tagen begnügen kann, dem wird die Wahl nicht schwer fallen!



Das Weber-Denkmal in Cutin. Von Paul Peterich. Nach einer Photographie von Ad. Gieseler in Cutin.

**Inhalt:** Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (3. Fortsetzung). S. 501. — Vom X. deutschen Bundesfeste in Berlin: Empfang der Schützen auf dem Bahnhof Friedrichstraße. Bild. S. 501. — Vom X. deutschen Bundesfeste in Berlin. Von Paul Lindenbergh. S. 504. Mit Abbildungen S. 501, 504, 505 und 506. — Zur Jubelfeyer der Van Hamen. Bild. S. 518. — Blätter und Blüten: Das Denkmal Karl Maria v. Webers in Cutin. Mit Abbildung. S. 516. — Die Kriegergräber bei Reg. S. 516. — Alles und Neues für die Reisezeit. S. 516.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolph Kröner. Verlag von Ernst Meißner's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.